Evangelische Hochschule Nürnberg
Erziehung, Bildung und Gesundheit im Kindesalter (dual)

Bachelor-Thesis
zur Erlangung des akademischen Grades
Bachelor of Arts (B.A.)

Vom Suchen und Finden der Liebe –
Ein wissenschaftlicher Blick auf die Partnerwahl

Carina Adelmann

Erstgutachter: Prof. Dr. Markus Schaer
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dennis John

Abgabetermin: 22.06.2021

Zusammenfassung

Ziel dieser Arbeit ist es, einen wissenschaftlichen Blick auf die Partnerwahl zu werfen. Hierzu wird folgende Forschungsfrage gestellt: Was beeinflusst Menschen bei der Suche nach dem richtigen Partner und welche theoretischen Annahmen stehen dahinter? Außerdem stellt sich, bezugnehmend auf aktuelle Entwicklungen, folgende weitere Frage: Wie läuft die Partnersuche im Internet ab?

Zur Beantwortung der Forschungsfragen, wurden verschiedene theoretische und wissenschaftlich belegte Annahmen aus der Literatur ausgewertet. Zuerst wird die Begrifflichkeit „Partnerwahl“ sowie deren Bedeutung näher beleuchtet. Außerdem werden Orte und Gelegenheiten des Kennenlernens dargestellt. Im zweiten Schritt erfolgt ein kurzer historischer Exkurs. Kapitel 3 beschäftigt sich mit den theoretischen Annahmen, die der Partnerwahl zu Grunde liegen. Anschließend werden auf unterschiedlichen Ebenen die Einflussfaktoren herausgearbeitet. Den Rahmen hierfür stellen die sozial vorstrukturierten, sowie die biologischen Einflussfaktoren. Auch die Herkunftsfamilie scheint immer noch einen gewissen Einfluss auf die Partnerwahl zu haben. Unterschiede zwischen Frauen und Männern bei der Partnerwahl werden ebenso genannt. Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit der Partnersuche im Internet. Es wird aufgezeigt welche virtuellen Möglichkeiten des Kennenlernens es gibt und von wem diese genutzt werden. Die Unterschiede des Kennenlernens von offline zu online werden gegenübergestellt, ebenso die Vor- und Nachteile der internetbasierten Partnerwahl. Darüber hinaus wird die Frage beantwortet, ob Beziehungen, die über das Internet ihren Anfang nahmen, genau so stabil sind, wie jene, die im realen Leben begonnen haben.

Das Resümee dieser Arbeit zeigt, die Partnerwahl scheint eine individuelle Angelegenheit zu sein, welche vor allem auf der Ähnlichkeits-Hypothese beruht. Physische Attraktivität oder sozial vorstrukturierte Faktoren haben jedoch sehr wohl Einfluss darauf. Einen Partner über das Internet kennen zu lernen ist heutzutage gesellschaftlich anerkannt und vor allem aufgrund der Unabhängigkeit von Zeit und Raum eine Alternative zur Suche im realen Leben.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis **3**

1 Einleitung **5**

2 Partnerwahl **6**

2.1 Begriffliche Klärung: Partnerwahl 6

2.2 Die Bedeutung der Partnerwahl 7

2.3 Orte und Gelegenheiten der Partnersuche bzw. Paarbildung 8

3 Sozialhistorische Betrachtung – Von der Partnervorgabe zur Partnerwahl **10**

3.1 Früher: Partnervorgabe 10

3.2 Übergangsphase: Von der Partnervorgabe zur Partnerwahl 11

3.3 Heute: Partnerwahl 12

4 Theorien der Partnerwahl **14**

4.1 Komplementaritäts-Hypothese 15

4.2 Ähnlichkeits-Hypothese 16

5 Einflussfaktoren auf die Partnerwahl **18**

5.1 Sozial vorstrukturierte Einflussfaktoren 18

5.1.1 Geografische Nähe 19

5.1.2 Alter 20

5.2 Biologische Einflussfaktoren 22

5.2.1 Geruch 22

5.2.2 Physische Attraktivität 24

5.2.3 Stimme 26

5.3 Einfluss Herkunftsfamilie 27

5.4 Geschlechtsspezifische Präferenzen der Partnerwahl 29

6 Partnersuche im Internet **32**

6.1 Virtuelle Orte des Online-Kennenlernens 33

6.2 Die Nutzer 34

6.3 Vergleich der Kontaktaufnahme und des Beziehungsaufbaus von Offline zu Online 36

6.4 Vorteile der Partnersuche im Netz 42

6.4.1 Explizite Wahl des Kontexts 42

6.4.2 Unabhängigkeit von Zeit und Raum 43

6.4.3 Bequemlichkeit 44

6.4.4 Erleichterte Exit-Optionen 44

6.5 Nachteile der Partnersuche im Netz 45

6.5.1 Anonymität und Fake-Profile 45

6.5.2 Ghosting 46

6.6 Beziehungsqualität online vs. offline 47

6.7 Resümee Online-Dating 48

7 Fazit 50

8 Literaturverzeichnis 53

Abbildungsverzeichnis 60

Erklärung 63

1 Einleitung

„Er liebt mich, er liebt mich nicht, er liebt mich…“ – Die romantische Liebe zwischen zwei Menschen ist für viele die wichtigste Sache der Welt. Idealerweise entsteht aus einem ersten Gefühl der Verliebt eine Beziehung und im besten Fall eine spätere Heirat. Deshalb suchen Menschen in allen Teilen dieser Welt nach der einen Person, die ihr Leben bereichert und ergänzt. Nur wenig anderen Lebensbereichen wird eine größere subjektive Bedeutung zugeschrieben. Unzählige Ratgeber haben sich bisher mit diesem Thema beschäftigt, doch die wichtigste Frage nach der Wahl des richtigen Partners bleibt meistens unbeantwortet, denn dies ist nicht immer eine Angelegenheit rationalen Verstands, sondern basiert überwiegend auf dem Gefühl der Liebe. Die Liebe macht es möglich, dass zwei Menschen zueinander finden und zusammenbleiben. Hierbei gibt es offensichtlich keine Regeln, an welche sich die Liebe hält, denn diese ist nicht berechenbar.

Die Partnerwahl ist heutzutage eine individuelle Angelegenheit. Dies war jedoch nicht immer so. Bis zum Ende des zweiten Weltkriegs, mussten zwei Menschen oft eine Beziehung aufgrund von gesellschaftlichen Normen, sozialer Herkunft, finanzieller Gründe oder um den Wünschen der Eltern zu entsprechen, eingehen.

Werden die wissenschaftlichen Diskussionen zum Thema Partnerwahl betrachtet, ist es allerdings nicht allein die Liebe, die einen Einfluss auf die Wahl des richtigen Partners hat. Wer hat sich nicht schon einmal ganz rational die Frage gestellt, passt er oder sie eigentlich zu mir? Was ist mir in einer Beziehung wirklich wichtig? Wie viel Nähe brauche ich? Spielen Merkmale wie Aussehen und Ähnlichkeit eine entscheidende Rolle? Gibt es möglicherweise noch andere Faktoren, die die Wahl beeinflussen? Etliche Studien belegen, die Prozesse, die bei der Partnerwahl in Gang gesetzt werden, sind keineswegs rein zufälliger Natur. Ausgehend von dieser Kenntnis stellt sich eine der beiden Forschungsfragen *„Was beeinflusst Menschen bei der Suche nach dem richtigen Partner und welche theoretischen Annahmen stehen dahinter“?*

Online-Dating erlebt seit Jahren einen enormen Zulauf. Dies wurde durch die Corona-Pandemie und die damit verbundenen Kontaktbeschränkungen noch einmal deutlich, da es eine der wenigen Möglichkeiten war, trotz Social Distancing jemanden kennenzulernen. Eine Studie, durchgeführt von April bis Juli 2020, bei welcher 972 Personen teilnahmen, belegt, dass das Kennenlernen über das Internet in Zeiten der Corona-Pandemie stark zugenommen hat. Vor allem junge Menschen hatten mit den pandemiebedingten Kontaktbeschränkungen zu kämpfen. 70% der Befragten erlebten das „Online-Dating“

deshalb als psychische Unterstützung (Schindler, 2021)[1]. Aufgrund der aktuellen Relevanz dieser Tatsache entstand die zweite Forschungsfrage, *„Wie läuft die Partnersuche über das Internet ab"?* Welche virtuellen Möglichkeiten gibt es und wie findet ein internetbasiertes Kennenlernen generell statt?

Diese Abschlussarbeit beschäftigt sich deshalb mit einem wissenschaftlichen Blick auf die Partnerwahl und gibt hierzu einen Überblick. In den ersten Kapiteln geht es um den Stand der wissenschaftlichen Forschung, unter anderem (u.a.)[2] zur Theorie und Geschichte der Partnerwahl, sowie die auf sie wirkenden Einflussfaktoren. Nach Zusammenfassung der Einflussfaktoren, wird im letzten Kapitel die Partnersuche im Internet ausführlich analysiert. Es geht um die Nutzer, die verschiedenen Dating-Anbieter und Vor- und Nachteile des virtuellen Kennenlernens. Außerdem wird der Ablauf des Kennenlernens von offline und online gegenübergestellt. Ein abschließendes Fazit rundet diese Arbeit ab.

2 Partnerwahl

Im Folgenden wird auf die Begriffsklärung von Partnerwahl, deren Bedeutung sowie Orten und Gelegenheiten der Partnersuche beziehungsweise (bzw.) Paarbildung eingegangen.

2.1 Begriffliche Klärung: Partnerwahl

Wird in der Literatur von Partnerwahl gesprochen, bezieht sich dies auf zwei Aspekte. Es geht zum einen um die Erforschung, ob eine Partnerwahl überhaupt stattfindet oder stattgefunden hat und zum anderen um das Ergebnis dieser Wahl. Der Begriff bezeichnet also einerseits das Eingehen einer Partnerschaft generell und andererseits die Auswahl eines potenziellen Partners, anhand von bestimmten Eigenschaften und Merkmalen.

Der Begriff Partnerwahl, der sich auf das Eingehen einer Partnerschaft bezieht, hängt davon ab, was hierbei als Partnerschaft bezeichnet wird bzw. auf welche Formen von Partnerschaften sich bezogen wird. Es wird zwischen vier Beziehungsgrundformen unterschieden: partnerschaftliches Zusammenleben in einer Ehe, Zusammenleben in einer nicht-ehelichen Lebensgemeinschaft, Partnerschaften ohne gemeinsamen Haushalt und Partnerlosigkeit. Hierbei kann die Partnerwahl das Gründen oder Führen eines gemeinsamen Haushalts oder die Ehe in den Mittelpunkt stellen. Dies richtet sich nach der jeweiligen Partnerschaftsform.

1 Bei sinngemäßen Zitaten im Text wird auf das „vgl." verzichtet. Wortgemäße Zitate sind durch „…" gekennzeichnet. Siehe Informationsblatt Zitierhinweise der Prüfungskommissionen der EvHN (01.03.2016).

2 In dieser Arbeit werden ausschließlich geläufige Abkürzungen verwendet, weshalb auf ein Abkürzungsverzeichnis verzichtet wird. Nicht geläufige Abkürzungen werden jeweils im Text oder einer Fußnote erklärt.

Ob zwei Menschen zusammenpassen, ist nicht zuletzt eine Frage der Partnerwahl. Wird dies aus soziologischer Perspektive betrachtet, bezieht sich die Wahl hierbei in erster Linie auf Merkmale und Eigenschaften wie Status, Bildung, Herkunft, Alter und vieles mehr. Allerdings müssen diese Merkmale nicht zwangsläufig Kriterien für die Partnerwahl sein. Auf diese, sowie weitere Einflussfaktoren wird im Verlauf dieser Arbeit noch genauer Bezug genommen (Klein, 2015, S. 322ff).

2.2 Die Bedeutung der Partnerwahl

Nicht nur für die Gesellschaft, sondern auch für die Familiensoziologie, sind das Entstehen und Bestehen einer Partnerschaft und die Auswahl eines Partners von enormer Bedeutung. Die Instabilität von Partnerschaften nimmt zu, was sich auch auf die Geburtenrate auswirkt. Dies ist vor allem im Familiengründungsalter sichtbar, wo immer mehr Menschen ohne Partner sind. Auch wenn dieser Zustand meist nicht von langer Dauer ist, muss in einer neuen Partnerschaft erst einige Zeit vergehen, bevor der Wunsch eine Familie zu gründen zur Sprache kommt. Partnerlosigkeit und Instabilität in Beziehungen sind demnach Gründe für die erhöhte Kinderlosigkeit (Klein, 2015, S. 324f).

Auch der Gesundheit muss in diesem Kontext ein hohes Maß an Beachtung geschenkt werden. Eine Partnerschaft verlängert nicht nur die Lebenserwartung, sondern ist auch ein protektiver Faktor im Entstehungsprozess vieler Erkrankungen (ebd.). Farr (1858, S. 507) kam bereits vor 150 Jahren zu der Erkenntnis, dass Ehepaare ein geringeres Mortalitätsrisiko aufweisen als Menschen, die nicht verheiratet sind. Etliche Studien kamen hierbei übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass Männer in einer Ehe mehr profitieren als die Frauen. In empirischen Studien konnte nachgewiesen werden, dass sich das Risiko früher zu sterben, für Ledige, Verwitwete und Geschiedene erhöht. Außerdem leiden Verheiratete weniger an chronischen Erkrankungen und zeigen weniger depressive Verstimmungen.

In einem zweiten Erklärungsansatz, weshalb sich eine Paarbeziehung positiv auf die Gesundheit auswirkt, geht es um die soziale Unterstützung. Wer in einer Paarbeziehung lebt ist nicht allein und kann dem jeweils anderen bei Problemen und Schwierigkeiten eine emotionale Stütze bzw. Hilfe sein. Enge soziale Beziehungen geben dem Individuum darüber hinaus ein Gefühl von Sinnhaftigkeit im Leben und vermitteln Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Dies wirkt sich ebenfalls positiv auf die Gesundheit von Paaren aus. Allerdings muss auch angemerkt werden, dass es in Partnerschaften auch zu Streit und Unstimmigkeiten kommen kann, was sich wiederum negativ auf den Gesundheitszustand auswirken kann (Klein & Rapp, 2015, S. 776ff).

Aus wirtschaftlicher Sicht kann ein gemeinsamer Haushalt den Wohlstand steigern, indem Kosten wie Miete oder der tägliche Einkauf geteilt werden. Somit hat der Einzelne weniger finanzielle Belastung. „Pooling“ ist der Begriff, der diese Einsparungen von Kosten bezeichnet.

Für die Gesellschaft ist aber nicht nur die Existenz von Partnerschaften von Bedeutung, sondern auch bezugnehmend auf sozialstrukturell relevante Merkmale, die Auswahl des Partners. Wurde ein Partner gewählt, so hat diese Wahl auch bedeutsame soziale Konsequenzen je nach Sozialstatus, Bildung, Alter, Migrationshintergrund, Konfession und Religion und weiterer Besonderheiten der Partner. Gehen zum Beispiel (z.B.) zwei Menschen, die aus unterschiedlicher sozialer Herkunft stammen eine Partnerschaft ein, kann dies zu sozialen Auf- oder Abstiegsprozessen führen, auch im Beruf. Dominiert die statusgleiche Partnerwahl, kann daran die soziale Abgeschlossenheit sozialer Schichten erkannt werden. Heiraten ein Einheimischer und ein Zuwanderer, trägt dies zu einer besseren Integration von Migranten bei. Infolgedessen kann die Partnerwahl, enorme Auswirkungen auf die Gesellschaft haben.

Für die Familiensoziologie ist besonders die altersbezogene Partnerwahl von Interesse, denn der Altersunterschied zwischen zwei Menschen hat Einfluss auf die Fertilität, die Lebensformen und die Stabilität einer Beziehung. Je früher eine Frau ein Kind bekommt, desto höher ist die Chance für weitere Kinder, da die Fruchtbarkeit vor allem in jungen Jahren besonders hoch ist. Bei Männern hingegen spielt das Alter in Bezug auf die Anzahl der Kinder keine Rolle. Ein zu hoher Altersunterschied kann mit zunehmendem Alter auch zu ungewollten Trennungen von Paaren führen, wenn die mit dem jeweiligen Alter verbundene Restlebenserwartung der Partner sehr unterschiedlich ausfällt. Sind beide Partner in einem ähnlichen Alter, besteht die vorherrschende Meinung einer höheren Beziehungsstabilität. Gründe sind die gesellschaftliche Akzeptanz, da dies eher der Norm entspricht, sowie ähnliche Einstellungen und Interessen. Das Alter ist außerdem ein Maßstab für körperliche Attraktivität, weshalb sich Menschen im gleichen Alter anziehender finden und eher eine Partnerschaft aufrechterhalten (Klein, 2015, S. 325f).

2.3 Orte und Gelegenheiten der Partnersuche bzw. Paarbildung

Lag die Paarbildung früher noch in der Privatsphäre der bürgerlichen Familie, hat sie sich heute in den öffentlichen Raum verschoben und es scheint so, dass heute überall ein Partner gefunden werden kann. Natürlich gibt es auch hier gewisse Regeln und Strukturen bzw. Orte, welche sich besser als andere dafür eignen, einen Partner zu finden. Es lassen sich drei Arten

sozialer Institutionen der Paarbildung unterscheiden. **Erstens** Einrichtungen, in welchen Menschen regelmäßigen Kontakt mit denselben Personen haben, ohne dass es hierbei darum geht einen Partner zu suchen. Gemeint sind hier, der Bekanntenkreis, die Nachbarschaft, das Bildungssystem und der Arbeitsplatz. **Zweitens** gibt es Bereiche, wo unregelmäßiger Kontakt mit fremden Personen stattfindet, z.B. im Sportverein, Discos oder auf öffentlichen Veranstaltungen. Die Absicht jemanden kennen zu lernen ist hier nicht der Hauptgrund, aber vielleicht ein schöner Nebeneffekt. **Drittens** gibt es Vermittlungsinstitutionen, heutzutage vermehrt über das Internet, deren Hauptaufgabe es ist, einen passenden Partner zu finden (s. Kapitel 5) (Burkart, 2018, S. 79ff).

Eine klare Trennung zwischen diesen Institutionen und Orten ist nicht möglich, was in verschiedenen Studien belegt wurde. Die darin gestellte Frage lautete, an welchen Orten bzw. bei welchen Gelegenheiten sich die Partner eines Paares kennengelernt haben. Zusammenfassend lässt sich, trotz enormer Unterschiede in den Details der Studien sagen, im Freundes- und Bekanntenkreis kommt etwa ein Drittel aller Paare zusammen. Circa 20% lernten sich bei der Arbeit in der Bildungseinrichtung kennen, sowie ein Drittel bis ein Viertel während der Freizeitgestaltung. Etwa 5%, das zeigen neuere Studien, lernten sich über das Internet kennen. Hier muss angemerkt werden, dass das nicht primär über Dating-Portale stattfand, sondern eher über soziale Netzwerke, die nicht primär auf die Partnersuche ausgelegt sind (s. Kapitel 6.1).

Alle relevanten Studien zeigen, dass fast alle Paare dort zusammenkommen, wo sich Menschen regelmäßig sehen: am Arbeitsplatz oder der Ausbildungseinrichtung, bei Bekannten oder Freunden und in der Freizeit. „Das macht einen großen Teil der feststellbaren Homogamie verständlich, denn solche Institutionen begünstigen das Zusammentreffen von Personen gleicher sozialer Herkunft oder gleicher Milieuzugehörigkeit“ (ebd., S. 80). Dies gilt sowohl für den Arbeitsplatz als auch mit Einschränkungen für den Freizeitbereich. Kulturelle Wertvorstellungen, milieuspezifisches Auftreten und Gelegenheitsstruktur treffen auf diese Weise zusammen.

Bei Institutionen, wie Kontaktbörsen oder Heiratsvermittlungen, ist die soziale Passung besonders sichtbar, da die Suche dort explizit aufgrund bestimmter Merkmale stattfindet. Dass sich Partner mit ähnlichen Persönlichkeitsmerkmalen finden, dafür sorgten früher schon kommerzielle Paar- und Heiratsvermittlungsinstitute. Heutzutage ist es eine selbstorganisierte Partnerwahl, die vermehrt über das Internet mit seinen zahlreichen Dating-Plattformen stattfindet (ebd.).

3 Sozialhistorische Betrachtung – Von der Partnervorgabe zur Partnerwahl

Nachdem im vorherigen Kapitel die Partnerwahl erklärt und deren Bedeutung herausgearbeitet wurde, geht es nun um die sozialhistorische Betrachtung. Wie verlief die Partnerwahl in früheren Zeiten? Inwiefern entsprach diese eher einer Partnervorgabe? Wie vollzog sich die Entwicklung hin zur selbstbestimmten Partnerwahl? Dies soll im nachfolgenden Kapitel beantwortet werden.

Nachdem in den letzten Jahrzehnten alternative Lebensformen ohne Trauschein immer mehr zunehmen, entsteht das Gefühl, dass Partnerwahl ausschließlich eine Angelegenheit zwischen zwei Personen ist, weitgehend unabhängig von rechtlichen, gesellschaftlichen oder familiären Zwängen. Im 20. Jahrhundert wurden letzte rechtliche und wirtschaftliche Ehehindernisse aufgelöst. Nur ein nahes Verwandtschaftsverhältnis oder Minderjährigkeit müssen bei der Wahl eines Partners noch berücksichtigt werden. Ob von den betreffenden Personen eine Verbindung zwischen Partnerwahl und Eheschließung hergestellt wird, liegt gänzlich in deren Verantwortung (Möhle, 2001, S. 57).

3.1 Früher: Partnervorgabe

„Partnerwahl“ bedeutete für die meisten Männer und Frauen bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die Wahl eines Ehepartners. Die Verbindung zweier Menschen musste und sollte durch kirchliche, seit dem 19. Jahrhundert auch staatliche Instanzen legitimiert werden. Bereits vor dieser Legitimation unterlag sie einer rechtlichen und sozialen Kontrolle durch Obrigkeit, Kirche, Öffentlichkeit und Familie (ebd.).

Das frühe bis späte 19. Jahrhundert war durch eine enorme Instrumentalisierung von Eheschließungen als ein Mittel der Reproduktion sozialer Ungleichheit charakterisiert. In dieser Phase ging es weniger um die Beziehung der Menschen untereinander, als vielmehr darum, zwei Familien miteinander zu verbinden, in dem sie ihre Kinder miteinander verheiraten

ten. Es ging um den Austausch von ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen. Die neu gegründete Familie sollte eine Verbindung zwischen vorhergehenden und nachfolgenden Heiraten sein. Sie sollte die bestehende Ressourcenverteilung nicht gefährden, sondern aufrechterhalten und ausbauen. Die Familie hatte demzufolge ein großes Interesse an zukünftigen Ehepartnern der eigenen Kinder. „Je höher die zur Verfügung stehenden Ressourcen und das Prestige einer Familie waren, desto ausgeprägter sind i.d.R. auch die auf eine Reproduktion des bisher Erreichten gerichteten Erwartungen an die Heiratsbeziehungen der Kinder“ (Wirth, 2000, S. 26f). Partnerwahl im eigentlichen Sinne

fand somit nicht statt. Die Folge hiervon war Partnervorgabe durch familiäre Interessen, Vererbungsregeln, administrative Heiratsbeschränkungen, Zunftverordnungen und informelle soziale Normen. Die Kriterien der Klassenzugehörigkeit und bei besitzenden Klassen Eigentumsübertragung, schränkten somit den Kreis potenzieller Ehepartner ein. Das hieß ein einmal erreichter Status und dessen Weitergabe an nachfolgende Generationen konnte nur dann gewahrt werden, wenn ein Ehepartner aus der gleichen sozialen Schicht gewählt wurde (ebd.). Allgemein galt, je mehr Besitz und sozialen Status eine Familie hatte, desto größer war die Einflussnahme auf die Partnerwahl. Aber nicht nur die Familie hatte Einfluss, sondern auch Nachbarn, Dorfgemeinschaft und Stadt, denn die Partnerwahl sollte zur Stabilisierung des sozialen Systems beitragen (Möhle, 2001, S. 59).

Partnerschaften, die aus unterschiedlichen Gründen nicht in einer Heirat endeten, wurden einer „schlechten Partnerwahl“ gleichgesetzt. Diesen Beziehungen wurde keine Chance eingeräumt, vielmehr noch kam es zu Sanktionen und einem sozialen Abstieg. Wollte eine Frau aus der Unterschicht einen Partner aus höheren Kreisen, entsprach dies ohnehin nicht einer Partnerwahl, da eine solche, nicht dem Stand entsprechende Beziehung, nur ein „Konkubinat“[3] für eine gewisse Zeit sein konnte. Sexualität fand zu dieser Zeit ausschließlich innerhalb einer Ehe statt, dem einzigen legitimen Ort hierfür. Vor- oder außereheliche Beziehungen durften und konnten in der Regel keine dauerhaften Partnerschaften zur Folge haben. Eine in diesem Kontext getroffene Wahl bedeutete Ehrverlust, Strafe und sozialen Abstieg (ebd. S. 58).

3.2 Übergangsphase: Von der Partnervorgabe zur Partnerwahl

Im Verlauf des Industrialisierungsprozesses schwächt sich die in Kapitel 3.1 beschriebene Partnervorgabe immer mehr ab. Auch die Bedeutung und Funktion der Familie verändert sich. Rechtliche Beschränkungen von Heiraten, wie z.B. das Heiratsverbot zwischen Personen aus unterschiedlichen Ständen oder auch das formale Widerspruchsrecht von Eltern gegen die Partnerwahl ihrer Kinder, werden immer mehr abgebaut. Die Produktion wird auf außerhalb der Familie gelegt. Dadurch entsteht ein neuer moderner Familientyp der bürgerlichen Familie und damit auch neue Auswahlkriterien für Eheschließungen. Ab diesem Zeitpunkt stand der individuell erworbene soziale Status, in Form von Bildung und beruflicher Position, mehr im Vordergrund.

3 Konkubinat: eheähnliche Gemeinschaft ohne Eheschließung (DUDEN, 2021).

Eine ausgeprägte geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bestimmt diese Phase. Frauen sind vor allem für den Haushalt und die Erziehung der Kinder zuständig, wohingegen Männer den Familienernährer darstellen. Frauen sind zu dieser Zeit ökonomisch und rechtlich stark von ihren Ehemännern abhängig. Am Heiratsmarkt sieht es deshalb folgendermaßen aus: Männer positionieren sich vor allem durch ihre ökonomische und soziale Position. Für Frauen hingegen, die keinen Beruf ausüben, sind weiterhin Merkmale ihrer sozialen Herkunft von Bedeutung (Wirth, 2000, S. 27f).

Diese Übergangsphase ist durch eine formal freie Partnerwahl gekennzeichnet. Jedoch zeigen Mayer (1977, S. 169)) und Handl (1988, S. 106) in empirischen Studien, dass die Kontrolle der Herkunftsfamilie zwar abgenommen hat, es aber sehr wohl vorgezeichnete soziale Muster gibt, welchen die Partnerwahl folgt. Ergebnisse weisen darauf hin, dass Heiratsbeziehungen in Westdeutschland auch noch Anfang der 70er Jahre stark selektiv waren. Bei den Ehemännern ist diese Selektion auf die beruflich-soziale Position ausgerichtet, bei den Ehefrauen auf die soziale Herkunft. Eine Erklärung hierfür liefert ebenfalls Mayer (1977, S. 169). Die Familie als wichtigste Sozialisationsinstanz hat nicht nur auf die Bildung der persönlichen und gemeinschaftlichen Identität Einfluss, sie ermöglicht auch den Zugang zu Ressourcen und zu bestimmten Positionen. Außerdem werden durch sie auch Wertvorstellungen darüber vermittelt, wie bestimmte Paarbeziehungen aussehen sollten. Auch wenn diese Wertvorstellungen nicht gleichermaßen bindend waren, wie eine rechtlich abgesicherte Zustimmungspflicht der Eltern, war die Partnerwahl Anfang der 70er Jahre noch sehr durch diese indirekt vermittelten Einstellungen gekennzeichnet.

3.3 Heute: Partnerwahl

Erst seit 1868/1871 ist die Eheschließung in Deutschland für alle Bevölkerungsgruppen rechtlich und uneingeschränkt möglich. Ab diesem Zeitpunkt setzte sich die freie Partnerwahl in allen Schichten langsam durch[4].

> „Dieser Wandel war Folge des Individualisierungsprozesses der Ehe gegenüber der Herkunftsfamilie, die wiederum durch Veränderungen der Produktions- und der Einkommensverhältnisse, durch verbesserte ökonomische Bedingungen, Wandel von Leitideen und durch Veränderung von rechtlichen Bestimmungen bedingt war, Faktoren, die sich zudem gegenseitig beeinflussten“ (Nave-Herz, 2013, S.125).

4 Vgl. dazu auch Burkart, 2008, S.174f. Hinweise zu weiterführender Literatur befinden sich immer in Fußnoten, damit der Unterschied zu verwendeter Literatur deutlich und die Lesbarkeit des Textes nicht behindert wird.

Heutzutage hat die Herkunftsfamilie auf die Partnerwahl keinen Einfluss mehr[5], zumindest keinen direkten und bewussten. Die Eltern werden lediglich über die getroffene Wahl und Entscheidung informiert. Remberg (1995, S. 62)) hat bereits Ende des 20. Jahrhunderts in einer Untersuchung herausgefunden, dass junge Menschen es unvorstellbar finden, jemand anderes als sie selbst, könnte Einfluss auf ihre Partnerwahl haben.

Lediglich juristische Beschränkungen stehen heute in Deutschland der ansonsten freien Partnerwahl im Weg. Das heißt nicht jeder kann jeden heiraten. Minderjährigkeit oder ein nahes Verwandtschaftsverhältnis sind z.B. Faktoren, die eine Ehe zwischen zwei Personen verhindern können (Nave-Herz, 2013, S. 125ff).

Allerdings hat diese freie Partnerwahl heutzutage auch nicht immer die Eheschließung zur Folge, denn es gibt mittlerweile eine ganze Reihe von möglichen Lebens- und Beziehungsformen. Die Ehe als normatives Lebensmodell wird vor allem von jungen Leuten nicht mehr gesehen, sondern eher als eine von vielen gleichwertigen Optionen betrachtet. Neben die traditionelle Ehe mit Kindern treten Paarbeziehungen mit unterschiedlicher Dauer und unterschiedlichem Verbindlichkeitsgrad. Ein gemeinsamer Haushalt oder Kinder sind möglich, aber nicht immer zutreffend.

Immer mehr Menschen entscheiden sich bewusst gegen eine feste Partnerschaft, sei es auf bestimmte Zeit oder für das ganze Leben. Die Gründe hierfür sind unterschiedlich. Viele junge Erwachsene, wollen erst einmal ihre Freiheit genießen, bevor sie sich fest binden. Kurzfristige Liebesbeziehungen ohne Verbindlichkeitsanspruch sind aber möglich. Nach einer Scheidung kann es ebenfalls zu diesem Wunsch nach weniger Verbindlichkeit und mehr persönlicher Unabhängigkeit kommen. Des Weiteren gibt es Personen, die alleine leben, obwohl der Wunsch nach einem Partner vorhanden ist. Verlässliche Statistiken, wie viele Menschen tatsächlich alleine leben, gibt es zwar nicht, es wird jedoch davon ausgegangen, dass vor allem in der Gruppe der 20- bis 40-Jährigen der Anteil der Singles sehr hoch ist.

Die Zahl der Nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften ist seit den 1970er Jahren stark angestiegen. Personen zwischen 20 und 30 Jahren leben genauso oft unverheiratet zusammen wie Paare mit Trauschein. Galt die „wilde Ehe“ früher noch als nicht gesellschaftsfähig, ist sie heute in einen Normalzustand übergegangen. Nicht-eheliche Lebensgemeinschaften umfassen unterschiedliche Typen von Paarbeziehungen. Es gibt Paare, welche die Institution der Ehe komplett ablehnen oder sich eine Beziehung ohne

5 Vgl. dazu Kapitel 5.3.

Verpflichtung wünschen. Daneben gibt es Paare die „auf Probe“ zusammenleben und eine spätere Heirat anstreben bzw. nicht vehement ablehnen. Aus Langzeitstudien geht hervor, dass Personen die unverheiratet zusammenleben, der Ehe gegenüber positiv eingestellt sind und später tatsächlich heiraten (Jungbauer, 2014, S. 82f).

4 Theorien der Partnerwahl

Der Bereich der empirisch-soziologischen Forschung zur Paarbildung, wird vor allem durch Austauschtheorien, Rational-Choice-Modellen, und dem familien- bzw. haushaltsökonomischen Ansatz bestimmt. Paarbildung wird in diesen Theorien vor allem durch die allgemeine Annahme bestimmt, dass Paarbildung das Ergebnis „… von kognitiv-rationalen Wahlhandlungen zweier Individuen (mate selection)“ (Burkart, 2018, S. 81) ist.

Der größte Teil der sogenannten „Theorien der Partnerwahl“ kommt aus dem Gebiet der Austauschtheorien. Dabei wird von einem Heiratsmarkt ausgegangen, bei welchem Männer und Frauen ihre Ressourcen (Qualitäten) zum Tausch anbieten, welche der potenzielle Partner sucht und schätzt. Das heißt Frauen können beispielsweise Attraktivität oder Hausfrauenqualitäten – und zunehmend auch Bildung – anbieten. Männer hingegen bieten Berufsstatus oder in manchen Milieus auch Körperkraft an.

Die sogenannten Rational-Choice-Modelle gehen zusätzlich davon aus, dass Partnersuchende auf diesen Märkten eine Art Kosten-Nutzen-Analyse unter allen in Frage kommenden Personen machen (Burkart, 2008, S. 177).

Bei der auf von Becker (1981) zurückgehenden Familienökonomie steht im Vergleich zur Austauschtheorie eher der Aspekt der materiellen Bedürfnisbefriedigung im Mittelpunkt. Die Ehe wird bei ihm als Einheit zur Produktion von sogenannten commodities gesehen. Dazu gehören neben den materiellen Gütern, auch die immateriellen wie Kinder, Liebe und Zuwendung. Als Heiratsmotiv wird beiden Theorien die Verbesserung der Bedürfnisbefriedigung unterstellt, da in der Ehe mehr commodities hergestellt werden können.

Bei der Partnerwahl innerhalb der Familienökonomie, geht es wie in der Austauschtheorie darum, die Eigenschaften bzw. Eigenschaftskombinationen zu finden, die mit Blick auf materielle Ebene, die größte Bedürfnisbefriedigung versprechen. Allerdings steht bei der Familienökonomie, wie bereits erwähnt, die materielle Bedürfnisbefriedigung im Vordergrund (Klein, 2015, S. 328).

Generell wird die Diskussion der Partnerwahl heutzutage durch zwei Grundvarianten bestimmt: die Ähnlichkeits- und die Komplementaritäts-Hypothese[6], weswegen sie innerhalb dieser Arbeit stärker thematisiert werden. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts hatte Durkheim (1988, S. 101ff) diese beiden Modelle in die Soziologie eingeführt. Hierbei bezog er sich auf die „Nikomachische Ethik“[7] von Aristoteles. Nur die empirische Forschung war hierbei neu, welche auch weit über die Wissenschaft hinaus verbreitet ist. Im deutschen Sprachgebrauch verbergen sich hinter der Ähnlichkeits- und der Komplementaritäts-Hypothese die Sprichwörter „Gleich und gleich gesellt sich gern“ bzw. „Gegensätze ziehen sich an“ (Lenz, 2009, S. 72).

4.1 Komplementaritäts-Hypothese

Der Komplementaritäts-Hypothese kommt im sozialwissenschaftlichen Diskurs nur noch ein vergleichsweise geringer Stellenwert zu. Der Begründer Winch (1958, S. 88f) führte diese These in den 1950er Jahren in die wissenschaftliche Diskussion ein. Laut Winch geht es bei der Partnerwahl darum, eine Person zu finden, deren Bedürfnisse zu den eigenen komplementär sind, damit eine maximale Bedürfnisbefriedigung des Einzelnen stattfinden kann. Ähnlichkeiten, die in sozialen Merkmalen auftreten, sind seiner Meinung nach eine Folge einer Vorauswahl durch die soziale Homogenität des Netzwerks[8]. Durch die These von Winch wurde eine aktive Diskussion ausgelöst, welche weitere Studien nach sich zog. Hierbei wurde einerseits auf methodische Mängel der Untersuchungen sowie auf theoretische Schwächen von Winch hingewiesen und anderseits konnten Nachfolgestudien seine Ergebnisse ganz überwiegend nicht bestätigen (Lenz, 2009, S. 72). Eine weitere These der Komplementarität stammt von Murstein (1976). Er nimmt drei Stufen der Partnerwahl und Partnerschaft an (s. auch Kapitel 6.3). Zu Beginn sind eher äußere Merkmale wie Status oder physische Attraktivität im Vordergrund, während später die Übereinstimmung in Werten „… und schließlich die Komplementarität der Partnerrollen…“ (Bierhoff & Grau, 2003, S. 56) bedeutsam sind.

Tiefenpsychologische Paartheorien in Anlehnung an Freud, Jung und Adler betonen ebenfalls teilweise Komplementarität. Willi (1975) nimmt z.B. in seinem Kollusionsmodell an, „…, dass die Paarbeziehung so gewählt und im Verhalten gestaltet wird, wie es den

6 Vgl. dazu auch Burkart, 2008, S. 177.
7 Begriffserklärung „Nikomachische Ethik“: „Die Nikomachische Ethik ist eine Tugendethik, der die Frage nach der bestmöglichen individuellen und kollektiven Lebensführung zugrunde liegt. Die Ausführungen fokussieren die Frage der Erreichbarkeit eines hohen Grades an individueller Glücksseligkeit des Menschen“ (Gabler Wirtschaftslexikon, 2018b).
8 Vgl. dazu auch Burkart, 2008, S. 177.

Kindheitserfahrungen mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil und der Elternbeziehung entspricht“ (ebd.). Seit den 1970er Jahren ist die Komplementaritäts-Hypothese in der empirischen Partnerwahlforschung widerlegt. Das Modell von Willi ist jedoch in der Paartherapie ein fester Bestandteil (Lenz, 2009, S. 72).

4.2 Ähnlichkeits-Hypothese

Im Mittelpunkt der gegenwärtigen sozialwissenschaftlichen Partnerwahlforschung steht die Ähnlichkeits-Hypothese, wonach Menschen bevorzugt einen Partner wählen, der ihnen in bestimmten Merkmalen ähnlich ist (Lenz, 2009, S. 73). Sind gemeinsame Merkmale vorhanden wird dies auch als assortative mating[9] bezeichnet. Die Merkmale beziehen sich hierbei z.B. auf die häufig zu beobachtende Bildungs- und Statushomogamie. Weitere Merkmale können die Konfession oder bestimmte Wert- und Normenvorstellungen sein[10]. Auch im Interaktionsverhalten der Personen konnte eine Ähnlichkeit festgestellt werden. Es konnte beispielsweise gezeigt werden, dass Menschen welche Konflikte gerne vermeiden, oft auch einen Partner haben, welcher ebenfalls vermeidend reagiert. „Eine Prominente Erklärung für diese Matingprozesse ist, im Partnermarkt aufgrund geteilter Interessen und geteilter Sozialkontexte mit größerer Wahrscheinlichkeit einen ähnlichen Partner zu finden (Huinink & Konietzka, 2007) und obendrein zu diesen vergrößerten Opportunitätsstrukturen ähnliche Partner auch attraktiver zu finden“ (Schaer, 2012, S. 86).

Auch zwischen Ähnlichkeit und Ehestabilität bzw. Ehezufriedenheit gibt es laut empirischer Belege einen Zusammenhang. Dies bedeutet, gleichen sich die Partner in vielen soziodemografischen Merkmalen, erhöht das die Wahrscheinlichkeit der Stabilität der Beziehung (Burkart, 2018, S. 83).

Ein bisher nicht genanntes Merkmal, bei welchem aber durchaus Homogamie besteht, ist das Alter. Normalerweise werden Partner im ähnlichen Alter bevorzugt. Der durchschnittliche Altersunterschied in Deutschland liegt seit mittlerweile 40 Jahren relativ konstant bei drei bis vier Jahren[11]. Im kulturellen Leitbild ist die Vorstellung verankert, dass der Mann älter als die Frau sein sollte. 2014 wurde diese traditionelle Altersverteilung bestätigt. Bei 73% der Paare ist der Mann älter als die Frau. Werden hingegen verheiratete und nicht verheiratete Paare getrennt voneinander betrachtet, stellt sich die Situation etwas anders dar. Nicht verheiratete Paare scheinen unkonventioneller eingestellt zu sein. Die

9 Im deutschen Sprachgebraucht spricht man auch von „Homogamie“, sowie im umgekehrten Fall von „Hetorogamie“ (Lenz, 2009, S. 73).
10 Vgl. dazu auch Lenz, 2009, S. 73.
11 Vgl. dazu auch Nave-Herz, 2013, S. 134f.

traditionelle Altersverteilung herrschte zwar auch bei den nicht verheirateten Paaren mit 66% vor, doch in fast jeder vierten Beziehung war die Frau älter als der Mann. Eher die Ausnahme bilden hohe Altersunterschiede, von mehr als zehn Jahren. Hier betrug der Anteil 2014 nur 6% (Peuckert, 2019, S. 58f.).

Innerhalb der Homogamieforschung wurde sich mit der Bildungshomogamie am stärksten beschäftigt, weshalb diese nun auch ausführlicher betrachtet wird. Bildungshomogame Paarbeziehungen sind Beziehungen, bei welchen beide Partner eine ähnliche Bildungshistorie haben. Bildungshomogamie trägt zu sozialer Ungleichheit zwischen den Haushalten und Familien bei, indem beide Partner ihre ähnlich guten oder ähnlich schlechten soziokulturellen und ökonomischen Ressourcen zusammentragen. Die meisten Menschen wählen einen Partner mit gleichem Bildungsniveau. 2017 hatten mehr als die Hälfte der 20 Millionen Paare in Deutschland einen Partner mit gleichem oder ähnlichem Bildungsabschluss (s. Anhang, Abbildung 1). Haben Mann und Frau ein unterschiedliches Bildungsniveau, so hat meist der Mann den höheren Bildungsabschluss. Nur bei jedem zehnten Paar hatte die Frau einen höheren Bildungsabschluss. Auch Unterschiede zwischen Ehen und nicht ehelichen Lebensgemeinschaften zeigen sich deutlich. Über die Generationen hinweg scheint es zu einem Modernisierungsprozess zu kommen. Besonders in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, verliert das traditionelle Verständnis, dass der Mann in der Bildung überlegen sein müsste, an Bedeutung. Demzufolge erhöht sich der Anteil der Frauen, welche höher qualifiziert sind als der Mann, zunehmend. Neben diesen Daten für Gesamtdeutschland, gibt es auch regionale Unterschiede zu vermelden. Für Ostdeutschland sieht dies folgendermaßen aus: 13% der Frauen waren besser qualifiziert als ihr Partner und in 20% der Fälle hatten hier Männer einen höheren Bildungsabschluss. Westdeutschland unterschied sich hingegen kaum vom Bundesdurchschnitt (Peuckert, 2019, S. 59f).

Im internationalen Forschungsfeld hat Timm (zit. nach Lenz, 2009, S. 74) 2004 für die Niederlande und die USA Daten zur Bildungshomogamie erhoben. Es zeigt sich auch hier das Paare überzufällig häufig bildungshomogam heiraten und sich dieser Trend im Kohortenvergleich sogar verstärkt hat.

Auf der Grundlage von Volks- und Berufszählung und des Mikrozensus, sowie der Unterscheidung von sechs Bildungsniveaus bestätigt Wirth (2000) die hohe Bildungshomogamie. Sie weist darauf hin, dass die soziale Schließung besonders bei Akademikern und Hauptschulabsolventen ohne Berufsausbildung, als jeweils privilegierteste und nicht privilegierteste Bildungsgruppe, ausgeprägt ist (ebd.).

Die Frage ob letzten Endes Homogamie oder Heterogamie bei der Partnerwahl ausschlaggebend ist, kann eindeutig zu Gunsten der Homogamie beantwortet werden, getreu dem Sprichwort „Gleich und gleich gesellt sich gern“. Einzig beim Alter ist nur jede zehnte Ehe als homogam einzuordnen. In drei von vier Ehen sind die Frauen jünger als die Männer. Bei Familienstand, Bildung und Konfession sind jeweils knapp zwei Drittel der Ehen homogam. Auch bei der physischen Attraktivität konnte eine Ähnlichkeit zwischen den Partnern festgestellt werden. Grundlage hierfür ist der Body-Mass-Index (BMI). Diese Ähnlichkeit besteht bereits während des Kennenlernens und beruht demnach nicht auf Anpassungsprozessen während der Partnerschaft (Peuckert, 2019, S. 61).

5 Einflussfaktoren auf die Partnerwahl

In Kapitel 4 wurde bereits festgestellt aufgrund welcher theoretischer Annahmen Menschen ihren Partner wählen. Meist geschieht dies auf Basis der Ähnlichkeits-Hypothese.

Die heutige Partnerwahl ist also prinzipiell eine freie Wahl, beruhend auf Selbstbestimmung und emotionalen Kriterien, die dem Einzelnen wichtig erscheinen. Wie in Kapitel 3.3 deutlich wurde, gibt es in der westlichen Kultur nur noch selten das Modell der arrangierten Ehe, vielmehr liegt die Entscheidung für einen Partner bei den Individuen selbst. Auch diese vermeintlich freie Wahl unterliegt jedoch sozial vorstrukturierten Bedingungen. Auch biologische Merkmale, sowie die Herkunftsfamilie, scheinen einen Einfluss auf die Partnerwahl zu haben. Unterschiede bei den Präferenzen zwischen Frauen und Männern wurden ebenso nachgewiesen. Diese Einflussfaktoren auf die Entscheidung, an wen sich Menschen letztendlich binden, werden im Folgenden genauer erläutert.

5.1 Sozial vorstrukturierte Einflussfaktoren

Der Partnermarkt wird von strukturellen Rahmenbedingungen beherrscht und für jeden Einzelnen somit in der Regel durch verschiedene Faktoren beeinflusst, begrenzt und vor allem sozial vorstrukturiert. Die Zusammensetzung von diesen verschiedenen Faktoren verändert sich mit der Zeit. Sie bildet bestimmte Gelegenheitsstrukturen ab, die den Markt, seine Rahmenbedingungen und die verfügbaren Angebote für den Akteur kontrollieren und ihm somit nur eine ausgewählte, kleinere Auswahl an möglichen Kontakten bietet. Die Wahrscheinlichkeit, mit der eine Person eine andere trifft, welche als potenzieller Partner in Frage kommt, wird also durch Gelegenheitsstrukturen bestimmt (Rube, 2014, S. 20f).

5.1.1 Geografische Nähe

Der wohl offensichtlichste Faktor, der das Angebot vorstrukturiert, ist die räumliche Distanz. Soziale Interaktionen sind immer an konkrete Orte gebunden, wie beispielsweise die Nachbarschaft, die Schule, den Arbeitsplatz oder andere öffentliche Einrichtungen. Je näher sich die betreffenden Personen räumlich sind, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit einer Begegnung. Infolgedessen stellte Schwarz (1967, S. 358) fest, dass eine Frau wohnhaft in Flensburg, eine weitaus geringere Chance hat, einen Mann kennen zu lernen, der in Passau wohnt, als einen der ebenfalls in Flensburg wohnt.

Die Regionaluntersuchung von 1996 bestätigt, dass 85% der Befragten ihren Partner in einem Radius von 20 km kennengelernt haben. Die Daten wurden in zwei west- sowie fünf ostdeutschen Regionen von jeweils ca. 600 Personen deutscher Staatsangehörigkeit im Alter zwischen 18 und 70 Jahren repräsentativ erhoben. Aufgrund der Angebotsgröße ist dieses Ergebnis vor allem im urbanen Raum zu beobachten. Werden ältere Studien zur geografischen Einflussnahme auf die Partnerwahl betrachtet, ist festzustellen, dass sich über die Jahre kaum etwas verändert hat. Trotz gesteigerter Mobilität hat sich der geografische Raum der sozialen Interaktion nicht ausgeweitet (Lengerer, 2001, S. 141-145).

Darüber hinaus haben auch Alter und Bildung einen Einfluss auf die räumliche Entfernung, über die Partner gewählt werden. Wählt eine Person einen Partner, aus großer örtlicher Distanz, so verfügt diese meist über einen höheren Bildungsabschluss. Dies gilt allerdings nur auf dem Land und in der Kleinstadt. In Großstädten scheint die Schulbildung nur einen geringen Einfluss auf die räumliche Ausdehnung der Partnerwahl zu haben. Auch im Hinblick auf das Alter gibt es im urbanen Raum fast keine Veränderung bezüglich der räumlichen Distanz. In der Kleinstadt und auf dem Land nimmt jedoch der Anteil derer, die einen Partner innerhalb des eigenen Ortes suchen, mit dem Alter stetig ab, da auch das Angebot an gleichaltrigen partnerlosen Personen niedriger ist. Erklärungen für die Alters- und Bildungsunterschiede der Partnerwahlradien sind Folgende. Erstens sind für die Aufrechterhaltung einer Partnerschaft über eine größere Distanz erhebliche finanzielle Mittel notwendig. Des Weiteren befinden sich Bildungsinstitutionen, vor allem weiterführende oder Arbeitsplätze für Personen mit höherer Bildung oft in Großstädten. Und schließlich nimmt mit zunehmendem Alter die Auswahl an potenziellen Partnern ab. Das heißt in Großstädten ist das Angebot immer umfangreicher, so dass die Suche auf dem lokalen Partnermarkt meist ausreichend ist (ebd., S. 145-148).

Es kann also schlussfolgernd festgestellt werden, dass die meisten Menschen ihren Partner in unmittelbarer Umgebung kennen lernen. Die Suche findet also größtenteils auf lokaler

Ebene statt. Eine geringe räumliche Trennung erhöht die Wahrscheinlichkeit einer zufälligen Begegnung und die Kosten eine entstehende Beziehung aufrecht zu erhalten sind sehr gering. Dies zeigt also, dass bereits nur die „… Verortung sozialer Handlungskontexte im Raum…“ das Angebot an potenziellen Partnern vorstrukturiert (Lengerer, 2001, S. 158).

5.1.2 Alter

„Dem Alter des Partners bzw. dem Altersabstand wird bei der Partnerwahl unterschiedliche Bedeutung zugeschrieben“ (Klein & Rapp, 2014, S. 203). Dabei wird von der Annahme ausgegangen, dass ein ähnliches Alter eine Partnerschaft begünstigt. Grund hierfür, es entspricht nicht nur der gesellschaftlichen Norm und einer damit verbundenen höheren Akzeptanz, sondern es wird auch davon ausgegangen, dass die Chance einer Übereinstimmung von Werten und Interessen beider Personen größer ist. Das Alter ist davon abgesehen ein Maßstab für physische Attraktivität. Da auf dem Partnermarkt eher ein Ausgleich der Attraktivität stattfindet, spricht dies ebenfalls für die Ähnlichkeit des Alters (Klein & Rapp, 2014, S. 203f).

Die Partnerwahl wird von der gesellschaftlichen Altersstruktur bestimmt, ähnlich wie bei Bildung oder Konfession (ebd., S.205). „In Bezug auf das Alter werden interessanterweise die quantitativen Gelegenheiten durch den existierenden Altersabstand selbst geprägt, denn dieser bringt mit sich, dass in jedem Alter der Anteil der noch ungebundenen Frauen geringer ist, als der der noch ungebundenen Männer“ (ebd.). Es existiert auf dem Partnermarkt also eine unterschiedliche Altersstruktur verfügbarer Männer und Frauen. Weil diese Strukturierung erneut zu entsprechenden Altersunterschieden beiträgt, zieht sich der Altersunterschied stetig von Generation zu Generation. Der durchschnittliche Altersunterschied liegt bei drei bis vier Jahren. Es wird deshalb auch von einer „… in der Partnermarktdynamik angelegten historischen Perpetuierung des durchschnittlichen Altersunterschieds zwischen Partnern…“ (ebd.) gesprochen.

Neben der historischen Perpetuierung[12] werden die Gelegenheiten der altersbezogenen Partnerwahl auch sozial gesteuert. Durch den Arbeitsplatz und andere Orte des Kennenlernens (s. Kapitel 2.3) sind soziale Interaktionsmöglichkeiten bereits vorstrukturiert (ebd.).

12 Begriffserklärung „Perpetuierung“: „Als Perpetuierung (lat.: perpetuitas = Fortdauer, Stetigkeit, Zusammenhang) wird die Aufrechterhaltung und Fortdauer einer Situation oder eines faktischen (physikalischen und/oder chemischen), sozialen, emotionalen oder rechtlichen Zustands bezeichnet“ (Wikipedia, 2019).

Es wird davon ausgegangen, dass sich sowohl die Motive als auch die Gelegenheiten der altersbezogenen Partnerwahl im Laufe des Lebens ändern. Der Wunsch mit einem möglichst attraktiven Partner zusammen zu sein, ändert sich im Laufe der Zeit zwar nicht, jedoch wird mit steigendem Alter ein attraktiver Partner höchstwahrscheinlich jünger sein als man selbst. Je älter ein Mensch bei der Partnerwahl also ist, desto mehr steigen die Chancen bezüglich des Altersunterschieds zugunsten eines jüngeren Partners. Der zunehmende Altersabstand ist auch ein Resultat aus den Gelegenheiten der Partnerwahl, denn je älter jemand wird, desto mehr Gleichaltrige sind schon festgebunden, was bedeutet das sich die Wahl wiederum zu Gunsten der Jüngeren auswirkt. Ebenfalls von Bedeutung im Hinblick auf die Gelegenheiten ist „…dass mit zunehmendem Lebensalter eine Verengung und Verknappung des altersähnlichen Partnermarkts stattfindet…“ (ebd., S. 206) und auf diesem dann nur noch die eher weniger „passenden“ Kandidaten übrigbleiben. Dies legt die Vermutung nahe, dass die Altersähnlichkeit neben anderen Merkmalen der Partnerwahl, weniger wichtig wird und sich die Altersabstände umso mehr vergrößern, je älter ein Mensch bei der Partnerwahl ist.

Unter der Maßgabe, dass das Alter einen Zusammenhang mit anderen Ähnlichkeiten hat, wie z.B. Interessen und Werten und diese im Laufe der Zeit nicht weniger wichtig werden, kann davon ausgegangen werden, dass der Altersabstand je nach Lebensalter, unterschiedliche Bedeutungen für die Übereinstimmung von Interessen und Werten hat. Während sich bei jungen Menschen Lebensumstände häufig ändern und Statuswechsel in kürzeren Abständen vollzogen werden, ändert sich dies im mittleren Erwachsenenalter kaum noch bzw. nur graduell. Das heißt, dass auch bei einem vergleichsweise großen Altersabstand von einer Überstimmung in Werten und Interessen ausgegangen werden kann (Klein & Rapp, 2014, S.206f). Auch hier wieder der Vergleich zu den Gelegenheiten des Kennenlernens. „Der vergleichsweise breite Altersbereich der mittleren Lebensphase führt dazu, dass auch die Handlungskontexte im mittleren Erwachsenenalter altersheterogener sind…“ (ebd., S. 207). Diese Handlungskontexte werden in jungen Jahren vor allem durch Bildungseinrichtungen bestimmt, in welchen Gleichaltrige zusammen eine Klasse besuchen. Folglich führt also die gleiche Lebensphase mögliche Partner über einen größeren Altersabstand hinweg zusammen, als dies in jungen Jahren der Fall ist (ebd.).

Abschließend können also folgende Einflussfaktoren bezüglich des Alters festgehalten werden: Je älter Menschen werden, desto mehr potenzielle Partner im ähnlichen Alter sind bereits festgebunden bzw. sogar verheiratet, was zur Folge hat, dass der Partnermarkt kleiner und weniger wirksam wird. Die Verkleinerung des Partnermarkts wirkt zudem oft wie eine „Verschlechterung“, schließlich bleiben ja nur die übrig, die keiner (mehr) will oder solche,

die sich ungern binden möchten. Bezugnehmend auf die in unserer Gesellschaft vorherrschende Homogamietendenz, erfordert dies in Zukunft eine erhöhte Kompromissbereitschaft aller Suchenden (Klein, 2000).

5.2 Biologische Einflussfaktoren

In den nun folgenden Unterkapiteln werden einige biologische Aspekte dargestellt, welche einen Einfluss auf die Partnerwahl haben.

5.2.1 Geruch

Ebenfalls in die Partnerwahl miteinbezogen sind unsere Sinne, genauer gesagt unsere Augen, Ohren, aber auch die Nase. Es gibt Menschen, die kann unsere Nase „gut" riechen und andere weniger gut. Dies hängt jedoch nicht nur von Parfüm oder Rasierwasser ab.

Duftstoffe in unseren Körpersekreten entscheiden über Ab- oder Zuneigung, lösen Ekel aus, lassen Angst und Gefahr erkennen, wirken erregend oder nicht. Die ergiebigste Quelle für informative Gerüche aller Art ist bei Säugetieren der Urin, eine Flüssigkeit, die überall hin versprüht werden kann und für Artgenossen leicht zugänglich ist. Auch der Mensch scheidet über den Urin Sexuallockstoffe und andere Pheromone aus. Im Gegensatz zu den Tieren schnuppern Menschen aber nicht daran, da dies als allgemein unangenehm empfunden wird. Bei Männern und Frauen spielen vor allem die apokrinen Schweißdrüsen der Achsel- und Schamregion eine Rolle. Sie geben Duftstoffe ab, welche zusammen mit den Talgdrüsen maßgeblich für den Körpergeruch verantwortlich und bedeutsam für das Sexualverhalten sind. Zu finden sind diese apokrinen Schweißdrüsen in Körperregionen, welche postpubertär Haare ausbilden. Die Haare der Achsel- und Schamregion haben zwei Aufgaben. Sie bilden zum einen eine sehr geeignete, warme Umgebung für die kommensalen Mikroorganismen, welche wiederum die von den Schweißdrüsen ausgeschiedenen Substanzen zersetzen und teilweise auflösen. Die Verteilung der Geruchsstoffe erfolgt dann über die Haare. Welche Duftstoffe sind es also, die bei der Frage nach dem richtigen Partner eine Rolle spielen?

Wissenschaftler konnten 1976 zeigen, dass Menschen das Geschlecht von anderen Personen mittels des Geruchs unterscheiden können. Es wurden flüchtige Steroide in den Achselabsonderungen dafür verantwortlich gemacht. Es konnten in anderen Studien auch Unterschiede hinsichtlich der Empfindsamkeit maskuliner Gerüche von Männern und Frauen festgestellt werden. Frauen haben demzufolge einen besseren Geruchssinn. Begründet wird dies damit, dass es für Frauen aufgrund des Elterninvestments[13] biologisch

13 Die Erklärung dieses Begriffes ist nachzulesen bei vgl. Kruse (2013, S. 84).

wichtiger ist, den richtigen Partner zu wählen (riechen). Auch der Menstruationszyklus hat bei der Frau Einfluss auf die Geruchsempfindlichkeit, das heißt (d.h.) kurz vor und während des Eisprungs riechen Frauen wesentlich besser und reagieren sensibler auf Extrakte von Männern. Dies ist auf den hohen Östrogenspiegel während dieser Zeit zurückzuführen.

Wenngleich Gerüche bei Frauen evolutionsbedingt eine größere Rolle spielen, fühlen sich Männer durch deren Geruch gleichsam betört. Setzten Wissenschaftler Männer einem Geruch mit einer östrogenbasierten Komponente aus, konnte eine erhöhte Gehirnaktivität in Bereichen festgestellt werden, die bei Primaten die Penisreaktion reguliert. Achsel- und Vaginalsekret wurde während oder kurz vor dem Eisprung der Frauen, ebenfalls als angenehmer empfunden (Kruse, 2013, S. 97ff).

Unter all den Duftstoffen hat jedoch der *Major Histocompatibility Complex* (MHC, oder beim Menschen human leukocyte antigen, HLA) besonders Einfluss bei der Wahl von Sexualpartnern. Dieses polymorphe Merkmal dient der Unterscheidung zwischen Eigen- und Fremdprotein und ist deshalb ein wichtiges Merkmal der Immunkompetenz. Viele Spezies präferieren Sexualpartner, deren MHC sich vom eigenen unterscheidet. Unklar ist dabei die Frage, nach dem Warum, wobei sich die Unähnlichkeit des MHC des Partners positiv auf die Immunkompetenz und damit das Überleben von Nachkommen auszuwirken scheint.

1995 wurde dieses Phänomen erstmals von Wedekind, Seebeck, Bettens und Paepke überprüft. Hierbei fanden sie heraus, dass Frauen den Geruch von Männern mit unähnlichem MHC bevorzugen. Wichtig zu erwähnen ist hierbei, dies traf nur bei den Frauen zu, die keine hormonellen Verhütungsmittel einnahmen. Bei Frauen, die beispielsweise die Pille nahmen, konnte tendenziell eher der gegenteilige Effekt festgestellt werden[14] (Asendorpf et al., 2017, S. 107).

Nicht nur im Labor, sondern auch in der realen Welt funktioniert die MHC-korrelierte Partnerwahl. Studien zeigen, dass Frauen deren MHC-Allele sich von denen des Partners in großen Teilen unterscheiden, in ihren Beziehungen zufriedener sind und weniger fremd gehen.

Wenn befunden wird das ein anderer Mensch gut riecht, liegt dies oftmals auch an Parfüm, Deo oder ähnlichen Mitteln. Der wahre Körpergeruch wird somit überdeckt. Allerdings stellte sich heraus, dass Menschen deren MHC sich ähnelt, auch den gleichen Geschmack bei der Wahl des Parfüms zeigen. Wissenschaftler kamen aus diesem Grund zu dem

14 Vgl. dazu auch Kruse, 2013, S. 99f.

Ergebnis, dass Parfüms nicht gebraucht werden, um den eigenen Körpergeruch zu kaschieren, vielmehr um ihn zu fördern oder zu ergänzen (Kruse, 2013, S. 100f).
Zusammenfassend lässt sich sagen, dass bei der Partnerwahl der Geruch eine wichtige Entscheidungsinstanz darstellt. „Zahlreiche Experimente mit Tieren und Studien beim Menschen zeigen, dass die Wahrnehmung der Zusammensetzung der individuellen MHC-Moleküle beziehungsweise der von ihnen präsentierten Körperpeptide Auskunft darüber geben, ob man zusammenpasst oder nicht“ (Kruse, 2013, S. 102).

5.2.2 Physische Attraktivität

Noch bevor der Geruchssinn signalisiert, der oder die könnte passen, spielt der visuelle Sinn die entscheidende Rolle, denn der sprichwörtliche Funke muss ja erst einmal überspringen (Kruse, 2013, S. 102). Die Augen eines Menschen sind im Stande, schon auf Distanz zu erfassen, ob jemand attraktiv ist oder ob er nicht den Vorstellungen entspricht. Kommt es zu einem Flirt spielen die Augen ebenfalls eine Rolle, denn mit ihnen wird der Kontakt zu den Augen des Gegenübers gesucht. Die Begegnung der Blicke kann dann der Startschuss für ein gesteigertes Interesse an der anderen Person bilden.
Da dem Aussehen bei der Partnerwahl eine enorme Bedeutung zugrunde liegt, versuchen Menschen ihr äußeres Erscheinungsbild zu verbessern, unabhängig davon mit welchem Aufwand dies verbunden ist. Frauen und Männer entwickeln gleichermaßen sexualspezifische Körpermerkmale, die hervorgehoben werden sollen. Erst in der Pubertät, unter dem Einfluss der Sexualhormone, kommt es zur vollen Ausprägung dieser Merkmale. Dieser Ausprägung bedarf es jedoch einer ungestörten Entwicklung, d.h. einem gesunden Immunsystem. Informationen über Fruchtbarkeit und Reproduktionspotenzial lassen sich durch diese Merkmale erschließen, ebenso wie indirekt auch die Qualität der Gene und die Widerstandsfähigkeit gegenüber Krankheitserregern. Doch wie erkennt ein Mensch dies und wie lässt sich erklären, was er attraktiv findet und was findet er attraktiv? Spielen die MHC-Moleküle (s. Kapitel 5.2.1) auch bei der Bewertung von Äußerlichkeiten eine Rolle?
In Studien, bei welcher Männer und Frauen, zur Attraktivität von Frauen verschiedener Altersstufen befragt wurden, konnte anhand von bewerteten Hautausschnitten nachgewiesen werden, dass eine glatte, makellose Haut ein Merkmal für Attraktivität ist[15]. Aus ihr wird Gesundheit und ein gutes Immunsystem abgeleitet. Auch Symmetrie bestimmter Körpermerkmale (Gesicht und Körper, bei Frauen auch die Brüste) haben Einfluss auf die

15 Vgl. dazu auch Asendorpf et al., 2017, S. 103.

Attraktivität[16]. Symmetrie wird als ehrliches Signal für ein gutes Immunsystem gesehen. Zu symmetrische Gesichter schnitten in Studien eher schlechter ab. Eine Erklärung hierfür könnte Folgende sein: Die Mimik des Menschen ist ein wichtiges Kommunikationsmittel. Emotionen zeigen sich auf den Gesichtshälften nie genau gleich, deshalb kann es sein, dass zu symmetrische Gesichter als unsympathisch empfunden werden (Kruse, 2013, S. 102-105).

Weiterhin ist durchschnittliches Aussehen von Gesichtern ein Attraktivitätsmerkmal, welches beide Geschlechter betrifft[17]. In Studien, bei welchen mithilfe von Computerprogrammen bis zu 32 Gesichter übereinandergelegt wurden, erreichten die „neu" konstruierten Durchschnittsgesichter eine „… höhere Bewertung hinsichtlich der Attraktivität (je mehr Gesichter überlagert wurden, desto attraktiver) als die zugrunde liegenden Einzelgesichter" (Kruse, 2013, S. 105). Menschen ist es nicht wichtig, einen Partner zu wählen, dessen Gesicht zu stark vom Durchschnitt abweicht. Zu abweichende Gesichtsmerkmale könnten ein Zeichen für nachteilige Mutationen oder Krankheiten sein und zu Ablehnung und weniger Anpassungsfähigkeit führen (ebd.).

Wie bereits festgestellt wurde, hat das Aussehen einen großen Einfluss auf die Wahl des richtigen Partners. Das Gesicht spielt hierbei eine bedeutende Rolle. Der Evolutionspsychologe Johnston hat untersucht, was Frauen am Gesicht eines Mannes gefällt. Testpersonen sollten die Attraktivität eines Mannes anhand seiner Gesichtszüge bestimmen. Zur Zeit der Ovulation oder wenn die Frau auf der Suche nach einer kurzen Beziehung ist, werden eher männliche Attribute, wie ein markantes Kinn, tief unter den Stirnwülsten liegende Augen und schmale Wangen präferiert. Diese maskulinen Eigenschaften stehen für einen hohen Testosteronspiegel. Bei Langzeitbeziehungen und außerhalb der hoch fruchtbaren Phase oder unter Einfluss der Pille, werden hingegen eher sanftere, vertrauenserweckende Gesichtszüge bevorzugt. Diese sind Zeichen für Treue und Kooperation, sowie Unterstützung bei der Erziehung und Versorgung des gemeinsamen Nachwuchses. Die zuvor beschriebenen maskulinen Eigenschaften, wurden jetzt mit Aggressivität und Untreue verbunden.

In neueren Studien wird auch zu den genetischen Hintergründen geforscht, die der Präferenz für einen bestimmten Gesichtstyp zugrunde liegen. Roberts fand 2005 in einer seiner Studien heraus, dass Frauen Gesichter von Männern mit einem ihnen ähnlichen MHC bevorzugen. Von anderen Forschern durchgeführte Studien kamen zu dem gleichen Ergebnis. Dies ist

16 Vgl. dazu auch Asendorpf et al., 2017, S. 103.
17 Vgl. dazu auch Bierhoff, 2000, S. 46.

insofern überraschend, da unsere Nase einen Partner sucht, der sich im MHC von unserem eigenen unterscheidet (s. Kapitel 5.2.1), die Augen aber einen Partner wählen, der uns im MHC ähnlich ist. Die Eindrücke, die uns beide Sinne vermitteln, sind also konträr zueinander. Welcher der beiden führt den Menschen nun zum richtigen Partner? Die Antwort hierauf lautet, eine Kombination aus beiden, welchen uns zu einem Partner führt, der die eigenen MHC-Gene bestmöglich ergänzt (ebd., S. 109ff).

Neben dem Gesicht, welches für beide Geschlechter ein Attraktivitätsmerkmal ist, sind bei Männern weitere wichtige körperliche Merkmale ein muskulöser und männlicher Körperbau (breite Schultern, schmale Hüften), sowie die Körpergröße. Bei Frauen hingegen gibt es deutlich mehr körperliche Merkmale. Neben einem niedrigen Hüfte-zu-Taille-Verhältnis, einem mittlerem Body-Mass-Index, sind auch die Brüste von Bedeutung. Hier sollte die Symmetrie, Form und Orientierung ansprechend wirken. Auch feste Gesäßmuskeln, kleine Füße, gepflegte Haare und ein elastischer Gang sind bei Frauen Attraktivitätsmerkmale (Asendorpf et al., 2017, S. 103).

5.2.3 Stimme

Neben dem Geruch und der körperlichen Attraktivität gibt es noch ein weiteres physisches Merkmal, welches Einfluss auf die Bewertung eines zukünftigen Partners nimmt, nämlich die Stimme. Einige wenige Studien untersuchten diesen Einfluss. Die Grundfrequenz und der Stimmklang hängen mit verschiedenen Eigenschaften zusammen, die für die Partnerattraktivität wichtig sind. Zu diesen Eigenschaften gehören Alter, Körpergröße, Persönlichkeit, sowie emotionale und motivationale Zustände. Xu, Lee, Wu und Birkenholz (2013) fanden hierzu Folgendes heraus. Bei Männern wirkt eine enge Verteilung der Formanten (Energiemaxima im Energiespektrum der Stimme, die z.B. die verschiedenen Vokale definieren) und eine gehauchte Intonation attraktiv. Frauen hingegen sollten eine hohe (aber nicht zu hohe) Stimme haben, moderat verteilte Formanten und ebenfalls eine gehauchte Intonation, um für Männer attraktiv zu erscheinen. Die Bewertung hierfür, geht laut der Autoren, „… auf eine Projektion der Körpergröße der Sprecher auf den Klang der Stimme zurück“ (ebd., S. 106). Eine gehauchte Intonation bei Männern lässt diese weniger aggressiv wirken.

Weitere Studien zur Attraktivitätsbeurteilung von männlichen Stimmen aus dem Jahr 2005[18] bestätigen, dass diese durch die wahrgenommene Körpergröße vermittelt wird. Bei den

18 Weitere Studie zur Attraktivitätsbeurteilung von männlichen Stimmen von Simmons, Peters und Rhodes aus 2011 (Asendorpf et al., 2017, S. 106).

Frauen fanden Röder, Fink und Jones (zit. nach Asendorpf et al., 2017, S. 106f). einen ähnlichen Effekt für das Alter. Insgesamt sind die vokalen Attraktivitätskriterien aber aktuell nicht so gut erforscht, wie es beispielsweise bei den Gestaltmerkmalen der Fall ist.

5.3 Einfluss Herkunftsfamilie

Geher (2000, S.194)) schrieb zum Einfluss der Herkunftsfamilie auf die Partnerwahl „Our parents provide us with templates for choosing mates in adulthood; in other words, […] people tend to seek romantic partners who resemble their parents in meaningful ways". Übersetzt ins Deutsche, stellt sich die Frage, ob Kinder später einen Partner wählen, der ihren Eltern ähnlich ist (Schaer, 2012, S. 85).

Klar ist, der Mensch ist immer auf der Suche nach anderen Personen, welche die jeweilige Weltanschauung haben und somit auch die Person in ihrer Identität bestätigen. Deshalb wirken potenzielle Partner, die in Gesprächen oder bei Konflikten ähnlich wie vertrauensvolle Personen der Herkunftsfamilie reagieren, attraktiver. Infolgedessen ist es durchaus vorstellbar, dass sich frühere Muster der Herkunftsfamilie auf die Partnerwahl und die spätere Partnerschaft, auswirken können. Besonders bedeutsam bei der Partnerwahl sind in diesem Zusammenhang in der Herkunftsfamilie erlebte Beziehungs- und Interaktionsmuster. Laut Bucher (1992, S. 55) lernen Heranwachsende Beziehungsmuster in der Familie und übernehmen diese, denn an keinem anderen Ort erfahren wir während des Erwachsen Werdens, was eine Beziehung ist und wie sie gelebt werden kann. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass Menschen sich oft einen Partner suchen, „… dessen Verhalten eng mit den Sehnsüchten und Erfahrungen der Vergangenheit verknüpft ist" (Schaer, 2012, S. 87). Bucher (1992, S.56) meint darüber hinaus, dass Gefühle der Liebe und Verliebtheit in einen Partner auch immer etwas mit Sehnsüchten aus der Vergangenheit zu tun haben und folglich Partnerwahl niemals zufällig passiert. „Solange wir nicht wach sind, werden wir uns immer wieder denjenigen suchen, der genau auf die Wunden unserer Kindheit trifft" (ebd.). Diese Wahl des Partners, also nach Vorbild der Eltern, nennt man auch Imago-Theorie. Sie besagt, dass Menschen häufig einen Liebespartner wählen, der auf einem inneren Bild beruht, welches wir aus Erfahrungen mit den Eltern von einer Partnerschaft entwickelt haben. Es gibt wenig empirische Befunde zu Hypothesen der Partnerwahl aufgrund herkunftsfamiliärer Verhaltensstile. Es gibt allerdings Befunde zur intergenerationalen Transmission von Gewalt für Partnerwahlprozesse[19]. Diese besagen, wer in der Kindheit Gewalt erlebt hat, hat nicht nur ein erhöhtes Risiko selbst zu Gewalt gegenüber dem Partner

19 Vgl. dazu auch Beckh et al., 2008, S. 118.

zu neigen, sondern auch Opfer von Gewalttaten durch den Partner zu werden. Das könnte bedeuten, dass das gewalttätige Bild der Eltern Einfluss auf die Partnerwahl hat[20] (Schaer, 2012, S. 87).

Dass beide Elternteile einen Einfluss auf die Partnerwahl haben ist durchaus vorstellbar. Jedoch gehen einige Ansätze aus der Tiefenpsychologie, basierend auf Annahmen von Freud zum Ödipus- bzw. Elektrakomplex, davon aus, dass das Bild des gegengeschlechtlichen Elternteils stärkeren Einfluss hat. Das ödipale unbewusste sexuelle Begehren des gegengeschlechtlichen Elternteils, festigt sich demnach im Erwachsenenalter mehr bei Liebespartnern, die jenem Elternteil in unterschiedlichen Merkmalen ähnlich sind. Demzufolge würden Männer eher eine Partnerin suchen, die dem Bild der Mutter entspricht und Frauen würden einen Partner wählen, der dem Vater ähnlich ist. In der Literatur wird diese Hypothese auch *template matching hypothesis*[21] genannt, was frei übersetzt so viel heißt wie die Partnerwahl nach der „Schablone" des gegengeschlechtlichen Elternteils. Studien, welche die Annahmen von Freud überprüfen, gibt es bereits einige Zeit. Im Gegensatz zu älteren Befunden, welche eher uneindeutige Ergebnisse liefern, kommen neuere Publikationen zu der Ansicht, dass es eine leichte Tendenz zu Gunsten der template matching Prozesse gibt (Schaer, 2012, S. 88f). Ein Beispiel hierzu ist eine Untersuchung von Schiller (1932, S. 297-319) bei welcher er 46 frisch verheiratete Paare zu äußeren Merkmalen von Eltern und Partner befragte. Das Ergebnis zeigte nur eine leichte Tendenz zur Übereinstimmung von Partner und gegengeschlechtlichem Elternteil. Im Gegenzug gibt es auch einige Studien, die den stärkeren Einfluss des gegengeschlechtlichen Elternteils bestätigen. Wilson und Barrett (1987, S. 157-161) konnten beispielweise in einer Stichprobe mit 314 Frauen nachweisen, dass die Augenfarbe des Partners überzufällig häufig mit der Augenfarbe des Vaters identisch war. Neben äußeren Faktoren gibt es auch Hinweise in Hinsicht auf Persönlichkeitsvariablen. Ebenfalls Wilson und Barret fanden in der gleichen Stichprobe heraus, dass es einen Zusammenhang zwischen der Dominanz des Vaters und der des Partners gibt. Bei der Mutter, also dem gleichgeschlechtlichen Elternteil, konnten hingegen keine Gemeinsamkeiten in Bezug auf eine dominante Persönlichkeit nachgewiesen werden[22].

Zusammenfassend gibt es in Bezug auf Einflüsse der Herkunftsfamilie viele, zum Teil komplexe, Befunde. Allgemein werden sowohl Ähnlichkeiten des Partners mit dem

20 Vgl. dazu auch andere Hinweise aus Schaer, 2012, S. 88.
21 Kursive Markierung aus dem Originaltext übernommen.
22 Vgl. dazu auch weitere Studien in Schaer, 2012, S. 90f.

gegengeschlechtlichen Elternteil, aber auch mit dem gleichgeschlechtlichen Teil beschrieben. Als Ergebnis kann also festgestellt werden, bei körperlichen und äußerlichen Merkmalen wählen Menschen den Partner eher nach dem Bild des gegengeschlechtlichen Elternteils aus, als bei Persönlichkeitsmerkmalen. Studien, die diese Hypothesen hinsichtlich konkreter Verhaltensweisen und Interaktionsstile untersuchen, gibt es bisher kaum (Schaer, 2012, S. 91).

5.4 Geschlechtsspezifische Präferenzen der Partnerwahl

Nachdem erläutert wurde, welche Merkmale auf dem Partnermarkt zählen, soll es nun darum gehen, welche Unterschiede es bei dem Wunsch nach dem richtigen Partner zwischen Mann und Frau gibt. Innere Werte wie Ehrlichkeit und Verständnis sind beiden Geschlechtern besonders wichtig. Aussehen, Geld und Status sind hingegen eher auf den hinteren Plätzen zu finden. Die Ansprüche der Frauen an einen Ideal-Partner unterscheiden sich hierbei in wichtigen Punkten von denen der Männer. Frauen ist es besonders wichtig, dass der Mann gebildet ist und finanzielle Sicherheit geben kann. Bei Single-Männern steht eher der Aspekt des Aussehens im Vordergrund und dass die zukünftige Partnerin möglichst nahe an die Vorstellung einer Traumfrau herankommt.

Die international umfassendste Studie zu Partnerwahlpräferenzen stammt von Hassebrauck und Schwarz aus dem Jahr 2008 (S. 447–466). Mittels Onlinefragebogen kreuzten über 21.000 Männer und Frauen im Alter zwischen 18 und 65, welche zum Zeitpunkt der Befragung Single waren, an, wie bedeutsam ihnen 82 vorgegebene Merkmale bei der Partnerwahl für eine langfristige Beziehung waren. Die Vorstellungen von einem attraktiven Partner gingen wie bereits in älteren Studien auseinander. Neun von zehn Männern, aber nur 4 von 10 Frauen können sich vorstellen, jemanden zu heiraten, der einen niedrigeren Bildungsgrad aufweist und wesentlich weniger verdient. Frauen können sich eher vorstellen jemanden zu heiraten, der nicht „gut“ aussieht. Im Ergebnis der Studie wird klar, dass Frauen bei einem potenziellen Partner, vor allem Wert auf den Status[23] (Bildung und Einkommen) legen. Ein höheres Alter des Mannes im Gegensatz zur Frau wird oftmals gewünscht[24]. Aussehen hingegen ist ihnen nicht sonderlich wichtig. Dagegen wünschen sich Männer eine Frau, die jünger, attraktiv und häuslich sein sollte (Peuckert, 2019, S. 54f).

Doch wie lassen sich diese geschlechtsspezifischen Unterschiede erklären? Unter Wissenschaftlern gibt es zwei Thesen, die sich gegenüberstehen – eine soziokulturelle und

23 Vgl. dazu auch Hassebrauck & Küpper, 2002, S. 103f.
24 Vgl. dazu auch Hassebrauck & Küpper, 2002, S. 105.

eine evolutionäre. Innerhalb der soziokulturellen Annahme argumentieren Vertreter, dass beide Geschlechter eigentlich dieselben Präferenzen bei der Partnerwahl hätten, jedoch eine Ungleichverteilung von Lebenschance diese Unterschiede begünstigt (Hassebrauck & Küpper, 2002, S. 113). Frauen haben einen eingeschränkteren Zugang zu höheren beruflichen Positionen. Sie bieten dem Mann also Schönheit und Jugendlichkeit und erhalten im Gegenzug von dem Mann Status und finanzielle Sicherheit (Peuckert, 2019, S. 55). Evolutionspsychologen verfolgen einen anderen Ansatz. Laut ihnen sind die Unterschiede ein Überbleibsel so genannter psychologischer Programme, die sich in der evolutionären Vergangenheit bereits bewährt haben. Eine Frau muss sich in der Steinzeit für zwei Männer entscheiden. Der eine ist ein guter und mutiger Jäger, bringt genug Essen mit nach Hause, der andere hingegen kommt nur ab und zu mit etwas Essbarem nach Hause. Wenn alle anderen Aspekte keine Rolle spielen, hat der erfolgreichere Mann für die Frau einen höheren Wert und sie wird sich somit für ihn entscheiden (Hassebrauck & Küpper, 2002, S. 113f). Für die evolutionäre Perspektive spricht, dass die unterschiedlichen Partnerwünsche weltweit in vielen verschiedenen Kulturen zu beobachten sind. Dass im Beruf selbst erfolgreiche Frauen, sich dennoch einen Mann mit Status, Macht und Bildung wünschen, spricht ebenso gegen die soziokulturelle Sichtweise.

Es bleibt die Frage offen, ob die sehr abstrakt erfassten Merkmale, tatsächlich einen Einfluss auf die Partnerwahl haben. In Speed-Dating-Situationen[25] wurde herausgefunden, dass daran Zweifel angebracht sind (Peuckert, 2019, S. 55). Eastwick und Finkel (2008, S. 245–264) vom Department of Psychology an der Northwestern University in den USA haben hierzu eine Reihe von Experimenten gemacht. Hierbei wurden die Teilnehmer vor dem Speed-Dating nach ihren Idealvorstellungen bezüglich eines potenziellen Partners gefragt. Wie schon in vorherigen Befragungen war auch hier für Männer vor allem das Äußere wichtig und bei den Frauen die finanzielle Situation des Mannes. Wie sieht es aber aus, wenn eine Person tatsächlich vor mir sitzt? Das durchaus überraschende Ergebnis zeigt, es kam zu keinerlei geschlechtsspezifischen Unterschieden. Folglich gibt es zwischen den abstrakten Idealvorstellungen und den tatsächlichen Partnerpräferenzen erhebliche Abweichungen. Gutes Aussehen und hohes Einkommen hatten also weder bei den Frauen noch bei den Männern Einfluss auf die tatsächliche Wahl. Seltermann et al. (2015) kamen zu dem gleichen

25 „Speed-dating ist eine schnelle Form des Kennenlernens, bei der sich Männer und Frauen bei einem organisierten Rendezvous nur für jeweils wenige Minuten gegenübersitzen und unterhalten. Anschließend müssen sie angeben, ob sie daran interessiert sind, die jeweilige Person wiederzusehen. Es handelt sich also um eine „forced choice“- Entscheidung, da die Antwort entweder „ja“ oder „nein“ lautet“ (Peuckert, 2019, S. 55).

Ergebnis. „Johnson (2016) vermutet, dass unsere tatsächlichen Entscheidungen weitgehend auf a priori Überzeugungen beruhen, die für uns selbstverständlich sind und nicht weiter reflektiert werden“ (zit. nach Peuckert, 2019, S.55f).

Zwei Forscher fanden in einer neuen ländervergleichenden Studie heraus, je fortschrittlicher ein Land bei der Gleichstellung der Geschlechter ist, desto mehr wird das biologische Muster der Partnerwahl aufgelöst. Während in traditionellen Gesellschaften wie Südkorea oder der Türkei der Partner noch das „alte“ Muster – Frauen mögen reiche Männer und Männer wollen schöne Frauen – vorherrscht, haben sich diese traditionellen geschlechtsspezifischen Unterschiede beispielsweise in Deutschland und Finnland erheblich abgeschwächt. Mit zunehmender Gleichstellung von Mann und Frau ändern sich folglich die Gesetze der Partnerwahl innerhalb einer Gesellschaft. Demzufolge ist Männern heute die Intelligenz wichtiger als das Aussehen, was eine Studie von Zentner und Eagly (2015, S. 328–373) belegt. Das traditionelle geschlechtsspezifische Präferenzmuster verliert mit zunehmender Geschlechtergleichstellung der Länder immer mehr an Bedeutung. Vertreter des soziokulturellen Ansatzes haben schon länger vermutet, dass die Partnerwahl heutzutage dahin gehend stattfindet, wie gut jemand in den aktuellen Lebensentwurf hineinpasst. Diese wiederum werden maßgeblich durch die zunehmende Gleichstellung der Geschlechter geprägt. Ergebnisse aus der 2016 durchgeführten Wiederholungsbefragung zu den Familienleitbildern in Deutschland bestätigen dies. Befragt wurden Personen im Alter zwischen 24 und 43 zu den Vorstellungen von einem attraktiven Partner. Einerseits gibt es noch die Überbleibsel „…der klassischen Rollenverteilung, wie sie dem Ideal der bürgerlichen Familie Mitte des 20. Jahrhunderts entspricht, …“ andererseits sind zeitgleich die Folgen von Emanzipation und zunehmender Gleichberechtigung bei der Arbeitsteilung zu spüren. Männern ist es immer noch wichtiger, dass eine potenzielle Partnerin gut aussehen muss (70% vs. 52%) und Frauen finden es ebenfalls immer noch wichtiger als Männer, dass jemand gut verdienen muss (37% vs. 11%). Jedoch ist Frauen heute das Aussehen wichtiger als der Verdienst eines Mannes. Auf Fortschritte in der Gleichstellung der Geschlechter reagieren Frauen und Männer bei ihren Partnerwahlpräferenzen also sehr schnell. Hier wird demnach eher vom soziokulturellen Ansatz ausgegangen, bei welchem ein Partner vor allem danach ausgewählt wird, wie gut er in einen bestimmten Lebensentwurf passt. Da für einen angemessenen Lebensstandard heutzutage oft beide Partner arbeiten müssen, „… suchen Männer häufiger gebildete Frauen mit guten Gehaltsaussichten“ (Peuckert, 2019, S. 56f).

6 Partnersuche im Internet

Der Prozess der Partnerwahl wir seit längerer Zeit durch elektronische Medien beeinflusst. Durch das Internet ergeben sich immer mehr Möglichkeiten mit künftigen Partnern in Kontakt zu treten. Auf diese Art und Weise werden neue Partnermärkte erschlossen, die nicht durch Zugangsbeschränkungen realer Begegnungsmöglichkeiten begrenzt werden (Stoye, Häring, Bass & Kalisch, 2014, S. 91).

Die Partnersuche im Internet wird daher zu einer neuen Gelegenheitsstruktur für „Singles" oder im Allgemeinen Partnersuchende. Sie kann als Ergänzung zu alltäglichen Methoden der Partnersuche gesehen werden. Plattformen im Internet nehmen so die Funktion *digitaler Partnermärkte*[26] ein, indem sie Suchende bündeln und diesen Möglichkeiten zur Kontaktherstellung geben.

Im deutschen Sprachgebrauch wird diese Art der Partnersuche auch als *Online Dating* oder *Internet-Dating*[27] bezeichnet (Skopek, 2012, S. 30f). Der Begriff des Online Datings kann hierbei folgendermaßen erklärt werden:

> „Der amerikanische Begriff „Dating" beschreibt einen zwischenmenschlichen Kennlernprozess, bei dem es darum geht, einen zunächst unbekannten potenziellen Partner auf seine Tauglichkeit für eine irgendwie geartete Beziehung – von One-Night-Stand bis Heirat – zu überprüfen. „Online" verlangt, dass dieser Prozess zumindest in weiten Teilen über das Internet abgewickelt wird " (Pflitsch & Wiechers, 2005, S.10).

Es kann festgehalten werden, dass Online-Dating die Nutzung von spezialisierten Internetseiten oder Apps meint, welche das Ziel verfolgen, die Kontaktaufnahme im Rahmen des Kennen Lernprozesses zu vereinfachen. Diese Angebote können entweder mit einem Computer oder einem Smartphone genutzt werden (Skopek, 2012, S. 31).

Vor allem in Zeiten der Corona-Pandemie boomt das Online-Dating[28], da herkömmliche Orte des Kennenlernens, wie Clubs, Restaurants und viele Freizeiteinrichtungen geschlossen sind. Eine repräsentative Umfrage des Digitalverbandes Bitkom zeigt Folgendes. In Zeiten der Pandemie loggt sich gut jeder dritte Deutsche häufiger bei Anbietern von Online-Dating ein als zuvor. Bei Männern sind es 29% mehr, bei Frauen sogar 40% (Redaktionsnetzwerk Deutschland, 2021).

Aber auch schon vor der Pandemie ist ein Anstieg der Partnersuche im Internet zu erkennen, wie Abbildung 2 (s. Anhang) aus dem Deutschen Online-Dating Markt 2017-2018 zeigt.

26 Kursive Markierung aus dem Originaltext übernommen.
27 Kursive Markierung aus dem Originaltext übernommen.
28 Da sich die Ausführungen dieses Kapitels sowohl auf die Suche per Computer als auch mit dem Smartphone beziehen, wird zur Vereinfachung von „Online-Dating" gesprochen.

Hierbei ist deutlich erkennbar, dass es einen Unterschied zwischen den registrierten Mitgliedern und den tatsächlich aktiven Nutzern gibt. Viele Mitglieder registrieren sich auf verschiedenen Portalen parallel, melden sich aber in den seltensten Fällen auch wieder ab. Seit 1998 haben sich hierdurch mehr als 135 Millionen Nutzerprofile angesammelt (Langbein et al., 2018, S. 7).

6.1 Virtuelle Orte des Online-Kennenlernens

Online-Dating Angebote lassen sich anhand von drei Kriterien klassifizieren. Der Suchmethode, der Zielgruppe und des Preismodells. Suchmethode meint hierbei Plattformen, bei welchen der Nutzer aktiv selbst sucht, oder Vermittlungsverfahren ohne Mitgliedertransparenz, bei welchen dem Nutzer ein potenziell passender Partner vorgeschlagen wird.

Als Zielgruppe wird in diesem Kontext das gesehen, wonach der Nutzer sucht, also z.B. Flirt und Dating, Lebenspartner, Sexkontakte, Seitensprung oder themenbasierte Kontakte mit Gleichgesinnten wie beispielsweise Religion oder Beruf. Das Preismodell unterscheidet sich durch Werbung finanzierte Angebote, Freemium[29], Zahlungen pro Aktion oder Flatrates.

Auf dieser Basis lassen sich fünf relevante Marktsegmente in der Anbieterlandschaft erkennen. Das nutzerstärkste Marktsegment, mit über 6,5 Millionen Mitgliedern, bieten hier die *Social-Dating-Plattformen*. Sie dominieren die App-Stores, sowie das Facebook-Umfeld. Hierbei wird eine breite, zumeist junge Zielgruppe angesprochen, denn offiziell geht es um das Kennenlernen neuer Menschen. Ein großer Vorteil hiervon ist die grundsätzlich kostenlose Nutzung. Natürlich gibt es Zusatzfunktionen, mit geringen Kosten verbunden, um mehr Aufmerksamkeit zu erlangen. Die drei bekanntesten Anbieter auf dem deutschsprachigen Markt sind Badoo, Lovoo und Tinder.

Kontaktanzeigen-Portale, ein weiteres relevantes Marktsegment, schwinden hingegen. Das vor 2012 noch am meisten genutzte Angebot stellte im Dezember 2017 nur noch sieben Anbieter mit mehr als 100 000 monatlichen Nutzern. Dies wird vor allem mit der Abwanderung zum moderneren und günstigeren Social-Dating begründet, denn beide Sparten sprechen die gleiche Zielgruppe an.

29 Begriffserklärung "Freemium": „Unter Freemium versteht man ein Geschäftsmodell, bei dem ein Unternehmen einen wesentlichen Teil seines Angebotes kostenlos zur Verfügung stellt. Umsatz wird dann mit attraktiven und nutzwertigen Zusatzleistungen um das kostenlose Angebot gemacht" (Gabler Wirtschaftslexikon, 2018a).

Die Fortsetzung der klassischen Partnervermittlung im Internet sind die *Online-Partnervermittlungen*, wie z.B. Elite Partner oder Parship. Diese deutlich teureren Anbieter messen zu Beginn mit Hilfe eines Tests Persönlichkeitsmerkmale und unterbreiten anschließend auf Basis paarpsychologischer Vergleiche Kontaktvorschläge. Vor allem Singles über 28 Jahren, die auf der Suche nach einem Lebenspartner sind, werden hier angesprochen.

Adult-Dating, bei welchem es um erotische Kontakte geht, ist das vierte große Marktsegment. Seit 2008 haben sich hier einige hochprofessionell geführte Anbieter wie C-Date oder JOYclub etabliert. Der Marktführer C-Date ist nicht nur im Fernsehen präsent, sondern sponsert auch erfolgreich verschiedene Sportveranstaltungen und -vereine.

Die fünfte und letzte Säule des Online-Dating-Marktes setzt sich aus einer breiten Variation von *Nischen-Anbietern* zusammen. Von Singlebörsen für religiöse Singles über Kenner für die weltweite Partnersuche bis hin zu Communities für spezielle erotische Vorlieben ist alles dabei. Die wichtigsten Themen bei diesen Nischen-Anbietern sind z.B. Generation 50plus, sexuelle Orientierung, internationale Partnersuche, alternative, religiöse oder spirituelle Ausrichtung sowie Altersunterschied (Langbein et al., 2018, S. 11f).

6.2 Die Nutzer

Die Partnersuche im Internet ist in Deutschland noch ein eher junges Phänomen und hat erst 2004 bzw. 2005 an Popularität gewonnen. Dies lässt sich anhand steigender Neuregistrierungen und zunehmenden Umsatzzahlen belegen (Bruschewski, 2012, S. 36).

Pflitsch & Wiechers, die Betreiber von Singlebörsen-Vergleich, haben in einer Studie aus dem Jahr 2005 den Online-Dating-Nutzer untersucht. Hierbei wurden mit Hilfe eines Online-Fragebogens 1107 Menschen zu ihren Online-Dating Erfahrungen befragt. Es wurden die demographischen Merkmale Geschlecht, Alter und Bildungsgrad der Nutzer untersucht. Das Vorurteil, dass Männer häufiger auf Partnersuche im Internet gehen als Frauen, konnte widerlegt werden, denn nur rund 8% mehr Männer als Frauen nutzen Online-Dating-Angebote. Woran liegt es also, dass der Eindruck eines „Männerüberschusses“ entsteht? Hierfür gibt es drei Begründungen. Zum einen nutzen Männer durchschnittlich mehrere Portale parallel. Des Weiteren suchen Männer eher sichtbar mittels Kontaktanzeige, Frauen dagegen bevorzugen häufiger die Internet-Partnervermittlung. Außerdem versenden Männer deutlich mehr Kennenlern-Gesuche als Frauen.

Das Durchschnittsalter eines Online-Dating-Nutzers liegt bei 36,1 Jahren. Der Schwerpunkt wird bei der Gruppe der 21- bis 50-Jährigen gesetzt. Das eher geringe Interesse der Gruppe

„50plus“ ist einerseits auf die Unterrepräsentation dieser Altersgruppe im Internet zurückzuführen und andererseits darauf, weil es entsprechend wenig Angebote gibt. Auch Teenager sind eher in der Minderheit, was höchstwahrscheinlich daran liegt, dass sie innerhalb ihrer Altersgruppe noch genügend alternative Wege der Partnersuche haben. Wie Abbildung 3 (s. Anhang) zeigt beträgt das Durchschnittsalter der weiblichen Nutzer 37,3 Jahre, das der Männer 34,9 Jahre. Die geschlechtsspezifische Altersverteilung zeigt, sehr Junge und Ältere stellen innerhalb der weiblichen Nutzer einen höheren Anteil als bei der Gruppe der männlichen Nutzer. Bei den Älteren begründet sich dies aus der Tatsache, weil es in diesem Lebensabschnitt deutlich mehr Frauen gibt die Single sind.
Zum Bildungsgrad kann gesagt werden, dass rund ein Drittel der Online-Dating-Nutzer Akademiker sind und ein weiteres Drittel eine höhere Schulbildung genossen hat (Pflitsch & Wiechers, 2005, S. 9-13).

Was sind aber die Intensionen, eine Singlebörse bzw. Partnervermittlung im Internet zu nutzen? Geht es hierbei nur um den schnellen Flirt? Nach Auswertung der Ergebnisse von Pflitch & Wiechers kann dies ganz klar verneint werden. Abbildung 4 (s. Anhang) zeigt demnach deutlich, dass 6 von 7 Nutzern einen Partner für eine Beziehung suchen. Sogar direktes Heiraten wird von jedem 6. Nutzer in Betracht gezogen. Über ein Drittel der Online-Dating-Nutzer hofft hingegen neue Freunde zu finden.
Interessant sind die geschlechtsspezifischen Unterschiede in Abbildung 5. Dass Männer immer nur „das Eine“ wollen kann nicht bestätigt werden, denn mehr männliche als weibliche Nutzer hoffen darauf, direkt zu heiraten. Außerdem benutzen Männer rund doppelt so häufig die Aussage „Ich suche eine Beziehung“, statt „Ich suche ein erotisches Abenteuer“. Es geben zwar mehr als 3-mal so viele Männer wie Frauen an, einem erotischen Abenteuer gegenüber nicht abgeneigt zu sein, jedoch zeigt ein Blick auf die reinen Zahlen Folgendes. Wird ein erotisches Abenteuer gewünscht, ist das bei 79,2% der Männer nur eine Zusatzoption. „Lediglich 20,8% der 42,6% Männer auf der Suche nach einem erotischen Abenteuer wollen kategorisch keine Beziehung“ (Pflitsch & Wiechers, 2005, S. 37). Dies bedeutet 8,8% der männlichen Nutzer wollen nur Sex. Den Wunsch nach einem solchen Abenteuer geben bei den Frauen zwar nur 12,9% an. Allerdings wollen 39,2% dieser Frauen keine Beziehung, was im Umkehrschluss bedeutet, dass 5,1% der weiblichen Online-Dating-Nutzer nur auf der Suche nach Sex sind (ebd., S. 37).
Wieso begeben sich Menschen sich auf die Partnersuche im Internet? Die vorherrschende Motivation ist „Ich suche einen Partner“, aber auch Neugier wird von über 50% der Nutzer

als Motivationsgrund genannt. Andere Gründe sind neben positiven Erfahrungen im Umfeld, vielversprechende Medienberichte oder Langeweile. Auch hier gibt es wieder geschlechtsspezifische Unterschiede. Die Motivatoren „Neugier“, „Langeweile“ und „positive Erfahrungen von Freunden“ haben bei Frauen eine höhere Relevanz als bei Männern. Weibliche Nutzer sind zudem empfänglicher für Medienberichte und Werbung. Bei den Männern ist der Grund eher pragmatischer Natur. Sie suchen schlicht und einfach einen Partner (Pflitsch & Wiechers, 2005, S. 38f).

6.3 Vergleich der Kontaktaufnahme und des Beziehungsaufbaus von Offline zu Online

Um den Prozess der Kontaktaufnahme vergleichbar zu machen, wird das Stufenmodell der Beziehungsaufnahme von Murstein (zit. nach Bierhoff, 2000, S.42) genutzt und Online- und Offline-Kontakte anhand dessen untersucht und analysiert. Laut diesem Modell wird zwischen drei Phasen der natürlichen Beziehungsentwicklung unterschieden:

- Stimulusphase → Die Stimulusphase ist die erste Phase des Kennenlernens, bei welcher vor allem physische Attraktivität eine große Rolle im Verlauf der Partnerwahl darstellt.
- Phase der Werthaltung → In der Phase der Werthaltung findet ein erster Abgleich von Überzeugungen und Einstellungen der Partner statt.
- Rollen-Phase → Gegenseitige Rollenvorstellungen werden in der Rollen-Phase überprüft und daraus entscheidet sich, ob die Partner eventuell miteinander auskommen (Bierhoff, 2000, S.42f).

Ähnlich läuft die Partnersuche online ab. Abbildung 6 (s. Anhang) stellt dies in sechs Schritten dar. In Schritt eins wählt sich der Nutzer ein passendes Portal. Anschließend registriert er sich dort und erstellt ein Benutzerprofil. Danach beginnt die Partnersuche mit Hilfe verschiedener Selektionsmechanismen. Im vierten Schritt wird via E-Mail oder Chat Kontakt aufgenommen, um die ersten persönlichen Informationen auszutauschen. Haben es die Nutzer bis hierhin geschafft, kommt es schließlich zu einer Verabredung am Telefon oder einem persönlichen Treffen (Pflitsch & Wiechers, 2006, S. 16)

Anhand zweier fiktiver Situationen des Beziehungsaufbaus soll untersucht werden, inwiefern sich das Phasen-Modell auch auf den internetgestützten Beziehungsaufbau übertragen lässt. Wo laufen beide Kennenlernprozesse parallel und wo unterscheiden sie

sich? Dazu werden die drei Phasen abwechselnd für Offline und Online – Kontakte anhand eines Beispiels erläutert.

Stimulusphase Offline

Es gibt ein zufälliges Treffen zwischen Studentin A und Student B auf einer Feier. Ort und Begegnung des Aufeinandertreffens sind zufällig und für die Personen ungeplant. Entscheidend für das Aufeinandertreffen ist die zeitliche und örtliche Präsenz der beiden Studenten. Beim ersten Kontakt liegen vor allem das Erscheinungsbild und die Körpersprache im Fokus. Ein Blick in die Augen des Gegenübers bildet den Beginn des Flirts. Findet A ihren Flirtpartner B physisch attraktiv, dann zeigt sie typische Verhaltensweisen, das heißt eine „geschlechtsspezifische Körpersprache" (Bruschewski, 2012, zitiert nach Damm, 2004, S. 114). In dieser Phase ist es nur begrenzt möglich, seine Selbstdarstellung zu beeinflussen, indem offensichtliche Mängel wie zum Beispiel Stottern, Rotwerden oder eine rundliche Figur verdeckt oder überspielt werden (Bruschewski, 2012, S. 114).

Ist die eben dargestellte Aufmerksamkeitsphase beendet, wird in der Regel die räumliche Entfernung versucht zu verkürzen (Phase der Annäherung) und einer der beiden beginnt ein Gespräch, auch Phase des verbalen Flirts genannt (ebd., zitiert nach Damm, 2004, S. 114). Wer hier eine gute Kommunikation beherrscht, entscheidet somit über die Länge und den Ausgang des Gesprächs. Ein weiterer positiver Verstärker für die empfundene Attraktivität kann auch Ähnlichkeit[30] sein, wenn beispielsweise die Meinung von A durch B bestätigt wird. Mimik (Lächeln, zufällige oder nervöse Blicke) und Gestik (Unsicherheit, selbstsicheres Auftreten) sind ebenso Faktoren, die den ersten Eindruck beeinflussen (ebd., S. 114).

Bierhoff (2000, S. 218)) bezeichnet das Überwiegen des ersten Eindrucks als „Vorrangeffekt". Demnach wiegen die ersten Informationen deutlich höher als die Nachfolgenden. Dies nimmt dementsprechend kontinuierlich ab. Die zuerst erhaltenen Informationen aktivieren beim Adressaten ein „script", d.h. der aktuelle Eindruck wird mit den bisherigen Eindrücken und Erfahrungen abgeglichen. Hieraus wird dann ein Bild der aktuellen Person geformt (ebd.). Sind die anfänglichen Informationen repräsentativ für die folgenden, kommt es zur Bildung von Stereotypen. Dies ist hilfreich, um fremde Menschen sofort einzuordnen und sich aufgrund früherer Erfahrungen ein Bild zu machen. Ein

30 Vgl. dazu auch Kapitel 4.2.

unbewusstes Urteil über Mitmenschen, egal ob positiv, negativ oder neutral, entsteht meistens bereits nach drei Sekunden (Bruschewski, 2012, S. 114f).
Es wurde allerdings auch ein „Neuheitseffekt“[31] festgestellt. Dieser beschreibt die Tatsache, dass immer die zuletzt gegebene Information das größte Gewicht ausmacht. Dies tritt z.B. auf, wenn besonders lange Abstände zwischen den Begegnungen liegen. Dieser Effekt wird damit belegt, dass immer die aktuellen Informationen am einprägsamsten im Gedächtnis bleiben und somit von größerer Bedeutung sind (Bierhoff, 2000, S. 218).

Stimuslusphase Online
Situation: Nutzer A bekommt bei einer beliebigen Singlebörse oder Partnervermittlung eine Flirtnachricht von Nutzerin B (Bruschewski, 2012, S. 115).
Im Vergleich zum realen Leben sind Singlebörsen ein fiktiver, konstruierter Raum. Hier findet eine interpersonale Kommunikation über den physikalischen Kontext hinaus statt (Götzenbrucker & Hummel, 2002, S. 201). Eine Kontaktaufnahme erfolgt hier nicht im gleichen Maße spontan und zeit- und ortsabhängig, wie sie in einer Situation im realen Leben ist (Person könnte z.B. an der nächsten Busstation aussteigen). Nutzerin B hat also keinen Druck Nutzer A anzusprechen. Es kann also gründlich über eine gute Formulierung der allerersten Nachricht nachgedacht werden. Des Weiteren passiert die Kontaktaufnahme nicht zufällig. Nutzerin B sucht gezielt Nutzer, die ihren Partnervorstellungen entsprechen.
Der Erstkontakt könnte z.B. ein Smiley sein, welcher vergleichbar mit dem Lächeln einer fremden Person im Bus ist. Danach folgt eine ausführlichere Nachricht.
Nutzer A kann Nutzerin B nur aufgrund ihrer Profilfotos bewerten, was die Aufmerksamkeitsphase im Vergleich zu einem realen Flirt, online sehr einschränkt. Die körperliche sowie akustische Kontrolle fällt ebenso weg. Auch Stressfaktoren z.B. Gedanken darüber, dass das Outfit nicht passend sein könnte, fallen beim virtuellen Kennenlernen weg. Weil beide Nutzer ein Gefühl von Sicherheit haben, kann die Kommunikation wesentlich entspannter verlaufen (Bruschewski, 2012, S. 115).
Personen, die sich auf solchen Portalen begegnen, sind sich zunächst fremd, denn sie verfügen über keinerlei Wissen zu Person und Identität des Anderen. Körpersprache und reale Ausstrahlung können ebenfalls nicht beurteilt werden. Auch der Wahrheitsgehalt der Informationen, welche der andere über sich preisgibt, kann nicht überprüft werden. Vielmehr erlaubt die relative Anonymität von Singlebörsen eine Verschleierung oder im extremen Fall

31 Formatierung aus dem Originaltext übernommen.

ein Spiel mit Masken (Beißwenger, 2002, S. 94). Der erdachte Raum des Online-Datings wird zur Theaterbühne, wobei die Nutzer zu Schauspielern werden, die eine fiktive Rolle spielen. Beim persönlichen Kontakt, von Angesicht zu Angesicht, ist dies gar nicht oder nur teilweise möglich. Internetnutzer können die Darstellung ihrer Person vollständig manipulieren und über einen langen Zeitraum planen, wie sie sich in ihrem Profil letzten Endes darstellen[32].

Auf Online-Dating-Plattformen wird ein großer Pool an Kontaktinteressierten zusammengenommen, welche rund um die Uhr erreichbar sind. Bei diesen Unbekannten kommt es im Sinne einer Enthemmung zu einer beschleunigten Selbstoffenbarung, sowie zu einer verstärkten wechselseitigen Idealisierung. So wird Intimität und Leidenschaft stärker erlebt. Es kann also passieren, dass beide Nutzer ihre Online-Beziehung schon frühzeitig als intim einschätzen, obwohl es im realen Leben noch zu keinem Treffen kam.

Es stellt sich die Frage, ob es mittels Online-Kommunikation tatsächlich zu dieser empfundenen Intimität kommt oder ob sich „Gespräche“ vom Inhalt her eher an der Oberfläche bewegen. Kontaktanfragen sind durch Rechtschreibfehler, nichts sagendem Inhalt oder unpassenden Formulierungen oftmals unattraktiv, sodass sie erst gar nicht beantwortet werden oder Nutzer sich teilweise sogar belästigt fühlen. Nicht umsonst gibt es bei vielen Portalen die Möglichkeit andere Nutzer zu sperren oder zu blockieren (Bruschewski, 2012, S. 116).

Phase der Werthaltung Offline

Ist der Erstkontakt positiv verlaufen, werden sich A und B zu einem nächsten, verbindlichen Treffen verabreden. Damit dies zustande kommt, werden in den meisten Fällen Telefonnummern oder E-Mail-Adressen ausgetauscht. Es kommt also vom Face-to-face-Kontakt zum Telefon, SMS oder Internet Kontakt.

In Zeiten ohne physischen Kontakt kommt es bei beiden Betroffenen zu Prozessen, in denen der Andere vermisst wird. Möglicherweise entstehen Zweifel an der Verabredung mit der anderen Person. Durch diese Prozesse verändert sich die gegenseitige Attraktivität. Hat einer der beiden ein negatives Gefühl, wird es zu keinem erneuten Treffen kommen und der Kontakt wird mit der Zeit einschlafen. Verläuft hingegen alles positiv, verstärkt sich durch den tieferen Austausch von persönlichen Erfahrungen oder Einstellungen das gegenseitige Verständnis (ebd., S. 118).

32 Vgl. dazu Kapitel 6.5.1 Anonymität und Fake-Profile.

Phase der Werthaltung Online

Wenn nach den ersten virtuellen Kontakten das Stadium der Beziehungsvertiefung erreicht ist, sind verschiedene Verläufe denkbar. Es kann zu einer Stabilisation der Romanze kommen, sie kann abbrechen, in eine platonische Freundschaft umschwenken oder in ihrem Status weiter undefiniert bleiben. Die Stabilisierung zeichnet sich hierbei durch verlässliche und befriedigende Interaktionen bei fortschreitendem Medienwechsel aus (Döring, 2000, S. 62f). Wurde der Kontakt über das Dating-Portal von beiden Nutzern als positiv erlebt, wird es auch hier zu einem Austausch der Telefonnummer oder E-Mail-Adresse kommen. Generell wird von beiden Personen bei einem Medienwechsel jedes Mal erneut überprüft, ob die zuvor empfundene Attraktivität noch vorhanden ist oder ob störende oder ernüchternde Faktoren dazu gekommen sind. Wird der Medienwechsel als enttäuschend erlebt, kommt es in den meisten Fällen zu einem Kontaktabbruch (Döring, 2004, S. 782).

Sind beide Personen mit dem Verlauf des Kontakts zufrieden, wird es zu einem Treffen kommen. Internetbasierte Kennenlernprozesse haben in der Regel eine Verabredung im „wahren Leben“ oder am Telefon zum Ziel. In der Planungsphase vor dem realen Aufeinandertreffen, kann es zu romantischen oder sogar sexuellen Phantasien kommen. Beim Treffen entscheidet sich dann, ob die jeweiligen Personenkonstruktionen, der Realität entsprechen oder bei der Selbstdarstellung viel idealisiert wurde. Alle übersprungenen Phasen (siehe Stimulus Offline) werden bei diesem ersten Treffen nachgeholt. Dabei spielt es keine Rolle, wie viele Telefonate geführt oder Nachrichten geschrieben wurden, denn es entscheiden letztendlich die ersten Sekunden des Treffens über eine mögliche Attraktivität.

Laut Erfahrungsberichten geht ein solches Treffen selten gut. Waren die Vorstellungen des anderen so verkehrt, dass auf den Schock die Ernüchterung folgt, wird der Kontakt sofort abgebrochen. Auch kann es sein das der „Funke“ einfach nicht übersprang und der Kontakt mit der Zeit einschlief (Bruschewski, 2012, S.119).

Rollenphase Offline

In dieser Phase wird der Grundstein für eine Partnerschaft gelegt. Die beteiligten Personen handeln die Art und Weise, wie das Bindungsstreben umgesetzt werden soll, miteinander aus. In welche Weise sich der Fortgang der Beziehung entwickeln soll, ist nun die Aufgabe von A und B. Die Frage lautet hierbei, ob eine feste Partnerschaft, eine unverbindliche Affäre oder eine platonische Freundschaft angestrebt wird (Bruschewski, 2012, S. 120).

„Es gibt zwei Bereiche, die hier besonders bedeutsam sind, nämlich die persönlichen Merkmale der sozialen Integration (Strebsamkeit, Unternehmungslust, vielseitige

Interessen) und der gegenseitigen Beziehungsfähigkeit (Einfühlungsvermögen, Warmherzigkeit, Gefühlsbetontheit)“ (Bruschewski, 2012, zitiert nach Witte, 2005, S. 120). Entscheidend über einen positiven Verlauf dieser Phase ist nicht die Bedeutung für den Einzelnen, sondern die Übereinstimmung aus beiden Bereichen zwischen den Partnern. Die erfolgreiche Bewältigung bei entstehenden Konflikten und die Sexualität sind ebenso wichtig wie der Umgang untereinander. Nur wenn beide Partner die gleichen Bereiche für wichtig oder unwichtig eingeschätzt haben, kann von einer glücklichen Beziehung auf Dauer ausgegangen werden.

Rollenphase Online

Wenn zum Beispiel A und B aus unterschiedlichen Ländern und Kulturen stammen, hatten sie bisher wenig Gelegenheit für gemeinsame Unternehmungen außerhalb des Internets. Nun stehen sie vor dem Übergang von Online- zu Offline-Beziehung. Die Herausforderung, die es hier zu meistern gilt, ist einen gemeinsamen Alltag zu gestalten und auch – privat wie beruflich – kulturelle Unterschiede zu überbrücken. Kommt es zu keinem Konsens über eine gemeinsame Beziehungsdefinition, stellen sie möglicherweise inkompatible oder zu hohe Erwartungen an die Partnerschaft. Angesichts der Intensität von Verliebtheitsgefühlen sind Schwierigkeiten vorhersehbar, bevor es zu einem Beziehungsabbruch kommt, bei welchem mindestens eine Person mit Enttäuschung, Wut, Selbstzweifeln und anderen negativen Gefühlen zurückbleibt (Döring, 2000, S. 63).

„Der Erfolg von Netzromanzen wird wahrscheinlicher, wenn die Beteiligten sich über den besonders hohen Projektionsanteil bewusst sind und dementsprechend durch gezieltes Nachfragen und rechtzeitige Medienwechsel das bei sich suggerierte Bild mit der Realität vergleichen“ (ebd., S. 63). Das bedeutet, den Freundes- und Familienkreis der Person zu überprüfen und über vergangene Beziehungen zu reden (Bruschewski, 2012, S. 121).

Kann es auf Grund äußerer Widerstände (z.B. Rücksicht auf bestehende Beziehungen, erhebliche geografische Distanzen) nicht zu einer Stabilisierung kommen und ist eine völlige Trennung nicht gewünscht, können sich die Beteiligten zu einer Transformation von Liebesbeziehung hin zu platonischer Freundschaft entscheiden.

Bei Online-Romanzen kann der Status der Beziehung sogar auch nach einigen persönlichen Treffen über einen längeren Zeitraum noch undefiniert bleiben. Dies passiert hier wahrscheinlich häufiger als bei herkömmlichen romantischen Beziehungen. Relativ große Unzufriedenheit, Unsicherheit und fehlende Handlungspläne, sind Kennzeichen eines solchen ungeklärten Status. Da hier vermehrt die Fantasie zum Einsatz kommt, werden

online mehr romantische Liebesideale erzeugt. Das eigene Erleben wird intensiver, wobei alle Sehnsüchte und Wünsche in diese Beziehung projiziert werden und mögliche Hindernisse dabei einfach ignoriert werden. Es wird weiterhin gewartet und gehofft (Döring, 2000, S. 62f).

Zusammenfassend kann gesagt werden das die Stimulusphase online oft wesentlich entspannter verläuft, als eine zufällige Begegnung im realen Leben. Allerdings können beispielsweise Mimik und Gestik nicht sofort überprüft werden. Im weiteren Verlauf, in der Phase der Werthaltung kommt es offline entweder zu einem erneuten beabsichtigen Treffen oder es schleichen sich Zweifel ein und der Kontakt wird beendet. Beim Offline-Kontakt kommt es zur Beziehungsvertiefung, d.h. es findet ein regelmäßiger Austausch über das Internet statt, welcher bei positivem Erleben einen Austausch von Telefonnummern oder E-Mail-Adressen zur Folge hat. Diesem Medienwechsel kann ein Kontaktabbruch folgen, weil beispielsweise die Stimme als nicht sympathisch empfunden wird. Sind jedoch beide Nutzer mit dem Verlauf des Kontakts zufrieden, wird es zu einem Treffen im realen Leben kommen. Die dritte Stufe des Beziehungsaufbaus, die Rollenphase, legt offline den Grundstein für eine Partnerschaft. Hierbei geht es vor allem um die Übereinstimmung beider Personen in den Bereichen Beziehungsfähigkeit und der persönlichen Merkmale der sozialen Integration, während es online um den Übergang von Online- zu Offline-Beziehung geht. Das Meistern eines gemeinsamen Alltags steht im Vordergrund. Kommt es zu keinem gemeinsamen Konsens und soll die Beziehung nicht komplett abbrechen, kann diese in eine platonische Freundschaft übergehen.

6.4 Vorteile der Partnersuche im Netz

Wie in dieser Arbeit bereits festgestellt wurde boomt das Online-Dating und hat durch die Corona-Pandemie nochmals einen deutlichen Zulauf erfahren. Doch wieso genau suchen so viele Menschen nach dem richtigen Partner im Internet? Was sind die Vorteile des Online Kennenlernens? Dies wird im Folgenden genauer erläutert.

6.4.1 Explizite Wahl des Kontexts

Laut Skopek (2012, S. 76f) ist einer der Vorteile des Online-Datings, die aktive Entscheidung der Akteure, Internet-Dating-Plattformen als Medium für die Partnersuche zu wählen. Wenn Personen auf entsprechende Seiten zurückgreifen und somit am Partnermarkt

präsent sind, bedeutet dies, dass diese Form der Partnersuche den Beteiligten grundsätzlich einen Nutzen bringt. Im Unterschied zu den meisten Umgebungen des Alltags (z.B. Arbeitsplatz, Bildungseinrichtung, Verein, Gastronomie) nehmen diese Personen bewusst an einem Kontext teil, welcher ausdrücklich auf die Suche und Auswahl von Kontaktpersonen ausgerichtet ist. Durch diesen selbstgewählten Kontext, steigt nicht nur die Chance, selbst einen Partner zu finden, der vorher nicht Teil des sozialen Netzwerks war, sondern es erhöht sich auch die Chance, von anderen Personen außerhalb des eigenen Kontaktnetzwerks „entdeckt" zu werden.

Durch die, zumindest teilweise, Herauslösung der Suche aus den Aktivitätsfeldern des Alltags, trifft der Akteur hinsichtlich sozialer Merkmale auf einen heterogenen Partnermarkt. Institutionelle oder geografische Faktoren, die wie soziale „Filter" auf die Wahrscheinlichkeit mit bestimmten Personen im Alltag zu interagieren wirken, spielen im Online-Dating zunächst keine Rolle. Online-Dating-Seiten können aber auch selbst erst als spezifische Filter der Partnerwahl dienen, wie z.B. Nischenanbieter (s. Kapitel 6.1). Entscheidet sich eine Person also für eine bestimmte Plattform, kann dies möglicherweise bereits ein Ausdruck bestimmter Präferenzen sein (ebd.).

6.4.2 Unabhängigkeit von Zeit und Raum

Aufgrund der Natur des Internets kann Online-Dating prinzipiell unabhängig von Zeit und Raum, also 24 Stunden am Tag und von jedem beliebigen Ort aus stattfinden. Ist die einzige Voraussetzung, einen Zugang zum Internet zu haben, erfüllt, kann sich jeder zu jeder Zeit und an jedem Ort über potenzielle Partner informieren und mit diesen in Kontakt treten. Die Interaktion ist somit nicht an ein gleichzeitiges Treffen der Teilnehmer gebunden, wie es beispielsweise bei einem Telefonat oder einer persönlichen Begegnung ist (ebd., S. 81). Somit ist es auch möglich, dass sich Menschen mit unterschiedlichen Arbeitszeiten oder andersartiger Freizeitgestaltung kennenlernen (Bass et al., 2014, S. 97). In der Regel findet der Austausch von virtuellen Nachrichten zeitversetzt statt, das heißt Kontaktaufnahme und Beantwortung müssen nicht direkt aufeinander folgen. Kontaktbörsen sind weiterhin ein allgemeiner Kontext, welche über bestimmte Phasen des Lebensverlaufs hinaus gehen, z.B. im Übergang zum Erwachsenenstatus, der stark durch das Bildungs- und Berufssystem strukturiert wird. Das Kennenlernen eines Partners über das Internet kann also als zusätzliche Option der Partnerwahl gesehen werden, welche den Akteuren einen größeren Handlungsspielraum eröffnet (Skopek, 2012, S. 82).

6.4.3 Bequemlichkeit

Ein weiterer Vorteil der Partnersuche durch das Internet ist die Bequemlichkeit. Ariely (2010), Professor für Verhaltenspsychologie, hat gezeigt, dass Nutzer von (amerikanischen) Dating-Seiten die virtuelle Suche so praktisch finden, weshalb sie kaum noch das Haus verlassen. Durchschnittlich 5,2 Stunden pro Woche verbringen sie mit dem Durchsehen von Profilen. 6,7 Stunden sind sie im E-Mail-Austausch mit potenziellen Partnern. Hingegen wenden sie nur 1,8 Stunden pro Woche für die Partnersuche außerhalb von Dating-Plattformen auf. Da diese Plattformen gut besucht sind, vermitteln sie einem das Gefühl, an jedem anderen Ort nur schlechtere Chancen zu haben. In der Studie wurden die Teilnehmer gefragt, ob sie am Wochenende lieber ausgehen oder online suchen und dann zuhause einen Film ansehen würden. Die meisten entschieden sich für zu Hause bleiben und Online-Dating (Dillig, 2012, S. 93).

6.4.4 Erleichterte Exit-Optionen

SMS, E-Mail und andere schriftliche Online-Kommunikation eignen sich besser als das Telefon oder sogar eine persönliche Begegnung dazu, einen Kontakt jederzeit abzubrechen oder eine sich bereits anbahnende Beziehung sofort zu beenden. Der Sender muss dabei keine unmittelbaren sichtbaren Reaktionen des unglücklichen Empfängers in Kauf nehmen. Im wahren Leben hält uns die Angst vor einer solchen Reaktion oft davon ab, aufrichtig und „schonungslos“ zu sein.

Umgekehrt betrachtet ist das zugefügte Leid, für denjenigen der die Abfuhr bekommt, aus zweierlei Gründen weniger schmerzhaft. Erstens wurde bislang nicht viel an Zeit, Kosten und Emotionen in die Beziehung investiert und zweitens können Einsamkeit und Selbstmitleid durch weitere alternative potentielle Partner verhindert werden. Allgemein betrachtet muss bei virtuellen Auswahlprozessen mit dem Vorherrschen einer stark kognitiven Orientierung gerechnet werden. Es geht darum, durch Sammeln möglichst vollständiger Informationen herauszufinden, ob ein Partner zu einem passt – und nicht etwa, ihn so weit zu beeinflussen oder zu verändern, damit er die eigenen Ansprüche erfüllt. Statt Konflikte auszuhalten und zu verarbeiten, werden Beziehungen möglicherweise selbst bei kleineren temporären Störungen, Enttäuschungen und Missstimmungen schnell abgebrochen. Eine Chance für die Entstehung von einer Beziehung wird somit verhindert, da diese viel Zeit und das Durchleben gemeinsamer Konflikte benötigt (Geser, 2006, S. 6).

6.5 Nachteile der Partnersuche im Netz

Nachdem die Vorteile von Online-Dating aufgezeigt wurden, geht es nun darum auch die Nachteile aufzuzeigen. Welche Restriktionen hat das virtuelle Kennenlernen eines Menschen und birgt dieses möglicherweise auch Gefahren? Dies wird nachfolgend näher betrachtet.

6.5.1 Anonymität und Fake-Profile

Prinzipiell bleibt es den Online-Dating-Nutzern selbst überlassen, wie sie sich präsentieren und welche persönlichen Informationen sie über sich preisgeben. In der Regel bleibt die tatsächliche Identität der Teilnehmer durch die Verwendung von Pseudonymen gewahrt. Die virtuelle Kontaktanbahnung verläuft in der Regel textbasiert durch das wechselseitige Austauschen von Nachrichten. Hierdurch fallen zunächst viele Aspekte einer realen Interaktion weg, z.B. im Hinblick auf die äußere Erscheinung, das Verhalten, Gestik und Mimik, den Körpergeruch oder die Stimme. Jeder Akteur muss sich auf standardisierte Informationen verlassen (können?). Unsicherheiten, die dadurch entstehen, werden noch weiter verstärkt, da es den Akteuren nicht möglich ist, das Verhalten der anderen Teilnehmer auf der Online-Dating-Plattform zu beobachten und so zu einer besseren Einschätzung zu kommen. Es findet also eine Isolation der Akteure statt, da sie nicht alle Teilnehmer kennen oder sehen bzw. sich nicht beliebig über andere austauschen können.

Die Anonymität der Situation soll die Privatsphäre der Nutzer schützen. Jedoch birgt die typische Kommunikation mit fremden, außerhalb des eigenen Kontaktnetzwerks befindlichen, Personen, auch ein besonderes Risiko moralischen Missbrauchs. Täuschungen wie gefälschte Profile (sogenannte „Fakes“) und Betrugsversuche von „Lockvögeln“ (für anderweitige kostenpflichtige Angebote oder sogar Prostitution) sind nur zwei von zahlreichen Möglichkeiten. Bei der virtuellen Form des Kennenlernens besteht also ein besonderes Vertrauensproblem, da eine konkrete Einschätzung, ob es sich bei einer in einem bestimmten Profil dargestellten „Person“ auch um eine „authentische“ Person handelt, erschwert wird. Ursächlich hierfür ist die mit der Anonymität verbundenen Unsicherheit. Es liegt an den Akteuren, durch die Gestaltung ihres Profils, Vertrauenswürdigkeit zu signalisieren. Dies kann beispielsweise durch ausführliche und realistische Informationen über sich selbst geschehen, welche für den Betrachter glaubwürdig erscheinen. Ist eine Investition von Zeit und Mühe in der Profilgestaltung ersichtlich, wird dies als positives Zeichen in Bezug auf die Vertrauenswürdigkeit des Profils gewertet. Offensichtliche Übertreibungen, wie z.B. ein angeblich hohes Bildungsniveau in Kombination mit einer

verhältnismäßig einfachen Sprache in Profiltexten oder ein überdurchschnittlich attraktives Profilfoto ohne sonstige Angaben in der Beschreibung, werden selbst wenn ein grundsätzliches Interesse vorhanden ist, eine Kontaktaufnahme aufgrund des Mangels an Glaubwürdigkeit verhindern. Eine gewisse Erfahrung seitens der Akteure ist schließlich vorausgesetzt, um mit den besonderen Regeln und Bedingungen des Online-Datings zurecht zu kommen (Skopek, 2012, S. 79f).

6.5.2 Ghosting

„Der Begriff „Ghosting“ kommt aus den USA und beschreibt das Phänomen, wenn sich Menschen, die man „datet“ mit denen man sich verabredet, verbindet, befreundet oder gar verpartnert, in Luft aufzulösen scheinen“ (Solimann, 2019, S. 12). Jegliche Kontaktversuche bleiben unbeantwortet. Es entsteht der Eindruck der Betreffende hätte es mit einem Hologramm oder einem rahmenlosen Körper zu tun gehabt, also einem Gespenst oder Geist. Eines der wichtigen englischen Wörterbücher „Collins“ nahm den Begriff „Ghosting“ 2015 in die neueste Ausgabe mit auf und erläutert das Phänomen folgendermaßen: *„Das Beenden einer Beziehung durch den plötzlichen Kontaktabbruch“* (ebd.). Auch das Urban Dictionary, ein Online-Wörterbuch für englische Slang Wörter, hat sich einer Definition versucht. Hier wird Ghosting mit einem plötzlichen Kontaktabbruch gleichgesetzt, wobei gehofft wird, dass die Person bemerkt, dass ein Kontakt nicht länger gewünscht ist, ohne dies persönlich mitteilen zu müssen. Das Schweigen und Verschwinden beim Ghosting besagen „Du bist nicht da“ oder „Ich bin nie da gewesen“.

„Ghosting“ ist auffallend gesellschaftsfähig geworden, es gehört gewissermaßen zur neuen Umgangskultur. Die langfristigen Folgen davon, dürften für das soziale Miteinander, aber auch für das Individuum selbst, extrem schädlich sein.

Das plötzliche Abtauchen einer Person, findet vermehrt in Paarbeziehungen und Freundschaften statt, wobei einer der beiden schnell weiterziehen möchte, weil er der Meinung ist, wo anders etwas Besseres zu finden. Die andere Person sollte einer gewissen Vorstellung entsprechen, erfüllte diese Ansprüche aber nicht. Infolgedessen wird der Kontakt abgebrochen, jedoch ohne eine Erklärung. Durch die Digitalisierung ist das virtuelle Regal gut gefüllt. Wie bei einer Bestellung, passt etwas nicht, geht es retour. „Die Digitalisierung, die Partnervermittlungs- und Dating-Plattformen haben Ghosting als Tool zur Option gemacht, so wie sie aus den Nutzern selbst Optionen gemacht haben“ (Soliman, 2019, S. 12-17).

Online-Dating läuft meist nach diesem Prinzip ab. Es gibt Vorinformationen, welche berechnet und abgeglichen werden. „Digitalität verträgt keine Abweichung. Jede graduelle Abweichung gilt als Störung“ (ebd., S. 18). Entspricht der Gesuchte nicht den Anforderungen, ist er keine Option mehr. Diese Vorgehensweise ist mittlerweile auch in der analogen Welt angekommen. Wird eine Begegnung nicht als positiv gewertet, wird der Kontakt beendet, ohne die Chance eine wirkliche Beziehung entstehen zu lassen.
Das Internet macht Ghosting sichtbarer. Obwohl die Person verschwunden scheint, ist sie gleichzeitig auf vielen Plattformen immer noch sichtbar. Aus diesem Grund ist Ghosting für viele Menschen besonders kränkend und irritierend. Da es heutzutage nicht nur den einen Kanal gibt, über den kommuniziert wird, fällt es besonders auf, wenn rigoros alle Möglichkeiten des Kontakts ignoriert werden.
Natürlich sind Dating-Plattformen heutzutage ein bedeutsamer Faktor bei der Partnersuche (s. Kapitel 5.4), sie machen es aber auch gleichzeitig um einiges leichter, einen unverbindlicheren und auch verantwortungsloseren Umgang miteinander zu haben. An den Nutzern ziehen die verschiedensten Möglichkeiten vorbei, gefällt eine nicht, wird weiter geklickt (ebd. S. 18-21). „So endet mit einem „Weg“, was mit einem „Wisch“ begonnen hat“ (Soliman, 2019, S. 21).

6.6 Beziehungsqualität online vs. offline

Gibt es einen Unterschied in der Beziehungsqualität zwischen Paaren, die sich online und offline kennen gelernt haben? Schwabeland-Tuschy (2017, S. 157ff) hat genau dies untersucht. In ihrer Untersuchung hat sie 65 Paare, die sich Online kennengelernt hatten, mit 65 Paaren die sich face-to-face kennengelernt hatten, verglichen. Die Mehrheit derjenigen Paare, die sich virtuell kennengelernt hatten, hatte sich über eine Dating-Plattform kennengelernt. Folgende Hauptergebnisse traten dabei zu Tage:

- Beziehungsqualität, Vertrauen und Beziehungsstärke wird von den Online-Paaren statistisch signifikant höher beurteilt als bei den Offline-Paaren. Paare, die sich Online kennengelernt haben, berichten auch über eine stärkere Intimität und eine höhere Gesamt-Zufriedenheit.
- Einen Unterschied in der Leidenschaft gibt es nicht.
- Paare, welche sich Online kennenlernten, werden durch die Beziehungsqualität in ihrer Beziehungszufriedenheit stärker beeinflusst als Paare, die sich nicht virtuell kennenlernten.

- Beziehungszufriedenheit, Beziehungsqualität, Intimität, Vertrauen und Beziehungsstärke sind nicht von der Dauer des vorausgegangenen Online-Kontaktes abhängig.

Auch der internationale Forschungsstand zeigt, dass Beziehungen, die Online begannen, auch in anderen Studien in der Regel signifikant positiver bewertet werden als Beziehungen, die nicht durch das Internet entstanden sind.

Weil genaue Belege fehlen, gibt es als Erklärung hierfür lediglich theoretische Antworten. Es gibt allerdings Faktoren, die vermutlich eine Rolle spielen. Personen, die sich für Online-Dating entscheiden, suchen dezidiert nach einer Beziehung und dürften daher eine höhere Bindungsbereitschaft aufweisen. Auf Online-Portalen lernen sich die Menschen nicht zufällig kennen, sondern es besteht eine gewisse Übereinstimmung von Grundeinstellung und Lebensstil. Des Weiteren kann bereits während des Online-Kennenlernens ein Abgleich über wichtige Grundvoraussetzungen stattfinden, welcher zu einer Beendigung des Kontaktes führen oder an welchen positiv angeknüpft werden kann (Gebauer, 2018).

6.7 Resümee Online-Dating

Zusammenfassend kann also gesagt werden, dass Online-Dating mehr denn je im Trend liegt und von vielen als Ergänzung zum Offline-Dating genutzt wird. Dies geschieht auf sogenannten Online-Dating- Portalen, die als virtuelle Orte des Kennenlernens gesehen werden können. Hierbei gibt es verschiedene Angebote, so dass für jeden Nutzer das Passende dabei ist. Es gibt sowohl Portale, die eher jüngere Menschen ansprechen, wie beispielsweise Tinder, aber auch für die Generation 50plus gibt es mittlerweile Plattformen. Des Weiteren gibt es die Online-Partnervermittlung, die Fortsetzung der klassischen Partnervermittlung im Internet, bei welcher anhand von Tests Persönlichkeitsmerkmale miteinander verglichen werden und am Ende ein passender Partner vorgeschlagen wird.

Der durchschnittliche Nutzer eines Dating-Portals ist männlich, 36,1 Jahre alt und Akademiker oder hat eine höhere Schulbildung genossen. Laut einer Studie von Pflitsch & Wiechers (2005, S. 9-13) sucht dieser Durchschnittsnutzer zumeist einen Partner für eine Beziehung, aber auch neue Freundschaften und erotische Abenteuer werden gesucht. Wieso wird aber das Internet für die Partnersuche genutzt und nicht der herkömmliche Weg? Die Gründe sind vielfältig. Neben der Aussage „Ich suche einen Partner“, Neugier, positiven Erfahrungen aus dem nahen sozialen Umfeld, nennen einige Nutzer auch den Grund Langeweile.

Im weiteren Verlauf wurde die Kontaktaufnahme Online vs. Offline anhand des Stufenmodells von Murstein (1986) dargestellt. Es können hierbei deutliche Unterschiede zwischen dem internetbasierten Kennenlernen, sowie einem Kennenlernen im realen Leben festgestellt werden. Während Faktoren wie Stimme, Geruch, physische Attraktivität, Gestik und Mimik offline schon während der Stimulusphase überprüfbar sind, geschieht dies online erst zum Ende der Phase der Werthaltung oder in der Rollenphase, wenn sich die beteiligten Personen zu einem Treffen entscheiden. Beim Online-Dating wird also zumeist mehr Zeit investiert, bevor es zu einem ersten Treffen kommt, bei welchem der Ausgang unklar ist. Im echten Leben entscheidet sich schon innerhalb der ersten Sekunden, bei zumeist zufälligen Begegnungen, ob das Gegenüber interessant wirkt und ein Kennenlernen gewünscht wird.
Auch Vor- und Nachteile wurden analysiert. Die Intension bzw. Motivation spielt bei den Vorteilen eine große Rolle. Wer sich online auf die Suche nach einem Partner begibt, dem wird in aller Regel nachgesagt, es auch wirklich ernst zu meinen, da sich diese Personen bewusst dafür entscheiden sich auf einem Dating-Portal anzumelden. Die Chance, Menschen außerhalb des eigenen Kontaktnetzwerkes (Arbeitsplatz, Schule, Freizeit) kennenzulernen wird ebenfalls positiv bewertet. Unabhängigkeit von Zeit und Raum sind ebenso ein positiver Effekt von Online-Dating. Von jedem beliebigen Ort aus, welcher einen Internetzugang hat, kann Online-Dating stattfinden. Dabei ist es unrelevant, ob das Gegenüber zur selben Zeit vor dem PC sitzt. Somit können auch Menschen mit z.B. unterschiedlichen Arbeitszeiten zueinander finden. Anders als bei einem persönlichen Treffen, bei welchem die Akteure auch optisch einen guten Eindruck hinterlassen möchten, kann das Online-Dating auch bequem von zu Hause aus stattfinden. Erleichterte Exit-Optionen, also das Beenden eines Kontaktes per elektronischer Nachricht, wird ebenfalls als Vorteil gewertet. Nachteilig ist die Anonymität. Der Nutzer ist auf Informationen des Gegenübers angewiesen, welche dieser explizit auswählt und somit entscheidet, was er über sich preisgibt. Diese Informationen sind nicht immer richtig und können zu Unsicherheiten führen. Ebenso sind Fake-Profile keine Seltenheit.
Die Beziehungsqualität bei Paaren, die sich online oder offline kennen gelernt haben, unterscheidet sich insofern, dass Paare, die sich über das Internet gefunden haben, über eine höhere Gesamtzufriedenheit in der Beziehung berichten. Genaue wissenschaftliche Belege, weshalb das so ist, gibt es bislang nicht. Theoretische Antworten sind z.B. die bewusste Entscheidung diesen Weg des Kennenlernens zu wählen und eine damit verbundene höhere Bindungsbereitschaft.

Es ist also durchaus möglich Online einen Partner zu finden. Jedoch erfordert dies neben mehr Zeit, auch ein gewisses Gespür, um aus der großen Auswahl an potenziellen Partnern den Richtigen heraus zu filtern. Am Ende ist das Ziel immer das Gleiche, ein Kennenlernen im realen Leben.

7 Fazit

Anhand der Analyse von wissenschaftlicher Literatur, war das Ziel dieser Arbeit, sich mit einem wissenschaftlichen Blick auf die Partnerwahl auseinander zu setzen. Die Ergebnisse dieser Analyse werden im Folgenden zusammengefasst. Partnerwahl bezieht sich in erster Linie auf bestimmte Merkmale und Eigenschaften. Solche sind z.B. Alter, Herkunft, Bildung und Status, welche aber nicht zwangsläufig Kriterien der Partnerwahl sein müssen. Nicht nur für das Individuum selbst hat die Partnerwahl und eine damit verbundene mögliche Partnerschaft eine Bedeutung, sondern auch für die Gesellschaft. Partnerschaften sind heutzutage weit weniger stabil als früher, was die Geburtenrate senkt, weil Menschen im Familiengründungsalter immer öfter partnerlos sind. Einen Partner zu haben steigert nicht nur die Lebenserwartung, sondern verringert auch das Risiko zur Entstehung von Krankheiten. Auch die gegenseitige soziale Unterstützung in einer Beziehung, wirkt sich positiv auf die Gesundheit für den Einzelnen aus. Des Weiteren kann eine Partnerschaft die wirtschaftliche Situation einer Person verbessern, indem aus zwei Haushalten einer wird und Kosten wie Miete geteilt werden können. Für die Gesellschaft hat die Wahl eines Partners ebenfalls Konsequenzen. Beispielsweise kann sich der Sozialstatus einer Person nach unten oder oben verschieben, wenn beide Partner unterschiedliche soziale Hintergründe haben. Wenn die statusgleiche Partnerwahl zur dominanten Variante wird, kann dies zu einer sozialen Abgeschlossenheit der sozialen Schichten führen. Schließlich hat die Familiensoziologie ebenfalls Interesse an der Bedeutung der Partnerwahl, besonders im Hinblick auf das Alter. Der Altersunterschied zwischen zwei Menschen hat Einfluss auf die Fertilität. Da in jungen Jahren die Fruchtbarkeit besonders hoch ist, sind hier die Chancen, mehr als ein Kind zu bekommen, deutlich höher. Das Alter des Mannes hat darauf keinen Einfluss.

Von der Partnervorgabe zur Partnerwahl, beschreibt treffend die historische Entwicklung im Bezug auf Partnerwahl. Früher war die Wahl eines Partners meistens mit der Wahl eines Ehepartners gleichzusetzen. Gefühle der Liebe spielten hierbei selten eine Rolle, der Austausch von ökonomischen, sozialen und kulturellen Ressourcen stand eher im

Vordergrund. Aus diesem Grund hatte die Familie einen enormen Einfluss auf zukünftige Partner. Demzufolge fand keine Partnerwahl, sondern eher eine Partnervorgabe statt. Partnerschaften, die nicht in einer Ehe endeten, galten als unangemessen. Dies wird besonders deutlich daran, dass es für die betreffenden Personen oftmals zu einem sozialen Abstieg führte. Sexualität fand in der damaligen Zeit ausschließlich innerhalb einer Ehe statt. Mit zunehmender Industrialisierung schwächte sich die Partnervorgabe immer mehr ab. Rechtliche Beschränkungen von Heiraten wurden immer mehr aufgelöst. Zu dieser Zeit entstand ein neuer modernerer Familientyp der bürgerlichen Familie. Frauen waren für den Haushalt und die Kindererziehung verantwortlich, wohingegen Männer das Einkommen erwirtschafteten. Folglich waren Frauen vor allem ökonomisch stark von ihren Ehemännern abhängig, was sich wiederum auf den Heiratsmarkt auswirkte. Männer positionieren sich durch ihre ökonomische und soziale Position, bei Frauen, die keinem Beruf nachgingen, war weiterhin die soziale Herkunft von Bedeutung. Demgegenüber steht die heutige freie Partnerwahl. Die Herkunftsfamilie hat darauf keinen Einfluss mehr. Lediglich das Verhalten einer Person in einer Liebesbeziehung, kann durch unbewusste familiäre Verhaltensweisen, geprägt sein. Verlobung, Ehe oder ein gemeinsamer Haushalt sind heute nicht mehr relevant, um als Paar zu gelten.

Theoretisch begründet sich die Partnerwahl vor allem auf dem Grundsatz „Gleich und gleich gesellt sich gern“. Demzufolge wählen Menschen bevorzugt eine Person, die ihnen in gewissen Merkmalen ähnlich ist, was mit dem Begriff Homogamie bezeichnet wird. Hierbei wird zwischen sozialstrukturell relevanten Merkmalen (Alter, Konfession, Bildung, Staatsangehörigkeit etc.) und Persönlichkeitsvariablen (Einstellungen, Werte und Normenvorstellungen) unterschieden. Es wird folglich auch von Homogamie gesprochen. Eher seltener trifft die Aussage „Gegensätze ziehen sich an“ zu.

Die Wahl eines Partners wird vor allem durch die Orte und Möglichkeiten des Kennenlernens beeinflusst. Da dem Beginn einer Partnerschaft ein Kennenlernen voraus geht, muss es erst einmal zu einer wiederholten Kontaktaufnahme und Interaktion kommen. Menschen lernen sich an Orten kennen, welche sie regelmäßig besuchen, z.B. am Arbeitsplatz oder beim Nachgehen eines Hobbys. Ein Kennenlernen im Freundes- oder Bekanntenkreis kommt ebenfalls häufig vor. Daraus resultiert wiederum eine gewisse Homogamie, da Menschen, die dieselben Orte besuchen, oft einen ähnlichen sozialen Status haben oder aus dem gleichen Milieu stammen. In Bezug auf das Alter bei der Partnerwahl, wird davon ausgegangen, dass ein ähnliches Alter eine Partnerschaft begünstigt, da Werte und Einstellungen in etwa gleich sind. Der durchschnittliche Altersunterschied liegt bei drei

bis vier Jahren. Mit zunehmendem Alter wird der Partnermarkt immer kleiner bzw. die Auswahl geringer.

Neben den sozialvorstrukturierten Merkmalen, spielen auch die biologischen Faktoren Geruch, physische Attraktivität und Stimme eine Rolle. Für den Geruch konnte durch Experimente mit Tieren und Menschen gezeigt werden, dass die MHC-Moleküle, die bei jedem Individuum unterschiedlich sind, bzw. der von ihnen präsentierten Körperpeptide Auskunft darüber geben, ob zwei Menschen zusammenpassen oder nicht. Eine tiefe Stimme wirkt auf Frauen besonders attraktiv, wohingegen Männer eher eine hohe Stimme bei Frauen bevorzugen. Die körperliche Attraktivität ist vor allem für Männer ein ausschlaggebendes Kriterium. Hier gibt es mehrere Merkmale wie z.B. die Brüste, ein mittlerer BMI, kleine Füße oder gepflegte Haut. Frauen hingegen schauen vor allem auf einen muskulösen Körperbau und die Körpergröße.

Besonders bedeutsam bei der Partnerwahl sind die in der Herkunftsfamilie erlebten Beziehungs- und Interaktionsmuster. Einerseits suchen sich Menschen laut der *template matching hypothesis* oft einen Partner, der den gegengeschlechtlichen Elternteil repräsentiert. Andererseits gibt es auch Ähnlichkeiten des Partners mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil. Festzuhalten ist, dass körperliche und äußerliche Merkmale eher dem gegengeschlechtlichen Elternteil ähnlich gewählt werden, als Persönlichkeitsmerkmale.

Bezüglich der geschlechtsspezifischen Präferenzen bei der Partnerwahl kann gesagt werden, dass für Männer das äußere Erscheinungsbild zwar immer noch eine große Rolle spielt, jedoch die Intelligenz einer Frau mittlerweile wichtiger ist. Mit zunehmender Gleichstellung von Mann und Frau ändern sich die Gesetze der Partnerwahl innerhalb einer Gesellschaft. Demzufolge ist Frauen der Verdienst eines Mannes immer noch wichtig, wurde aber vom Aussehen als wichtigsten Einflussfaktor abgelöst.

Die Forschungsfragen, die sich zu Beginn dieser Arbeit gestellt haben, also welche Faktoren haben Einfluss auf die Partnerwahl und welche theoretischen Annahmen stehen dahinter, als auch wie läuft die Partnersuche über das Internet ab, wurden somit beantwortet. Insgesamt erwecken die Ergebnisse den Eindruck, Partnerwahl sei hauptsächlich von verschiedensten äußeren Faktoren, wie z.B. sozialen oder biologischen Merkmalen beeinflusst. Verliebte Menschen würden vermutlich entgegensetzen, dass eher die Liebe im Vordergrund steht. Inwiefern dieses wenig rational erklärbare Gefühl „Liebe“ im Zusammenhang mit den genannten greifbaren Einflussfaktoren steht, könnte eine mögliche weiterführende Fragestellung dieser Arbeit sein.

8 Literaturverzeichnis

Ariely, D. (2010). Fühlen nützt nichts, hilft aber. Warum wir uns immer wieder unvernünftig verhalten. München: Droemer.

Asendorpf, J., Banse R. & Neyer, F. (2017). Psychologie der Beziehung (2. Aufl.). Bern: Hogrefe Verlag.

Bass, Z., Häring, A., Kalisch, A. & Stoye K. (2014). Hindernisse und Präferenzen der Partnerwahl. Partnersuche in der individuellen sozialen Umgebung und computergestützte Partnersuche im Internet, In: Häring, A., Klein, T., Stauder, J. & Stoye K. (Hrsg.): Der Partnermarkt und die Gelegenheiten des Kennenlernens. Der Partnermarktsurvey. (S. 91). Wiesbaden: Springer VS.

Becker, G. S. (1981). A treatise on the family. Cambridge.

Beckh, K., Guglhör-Rudan, A., Thönnissen, C., Walper, S. & Wendt, E.-V. (2008). Paarbeziehungen im Jugend- und Erwachsenenalter: Entwicklungsbedingte Besonderheiten und Einflüsse der Herkunftsfamilie. In: Feldhaus, M. & Huinik, J. (Hrsg.): Neuere Entwicklungen in der Beziehungs- und Familienforschung. Vorstudien zum Beziehungs- und Familienentwicklungspanel (PAIRFAM) (S. 118). Würzburg: ERGON Verlag.

Beißwenger, M. (2001). Das interaktive Lesespiel. Chat-Kommunikation als mediale Inszenierung. In: Beißwenger, M. (Hrsg.): Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität & Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation. Perspektiven auf ein interdisziplinäres Forschungsfeld (S. 94). Stuttgart: ibidem-Verlag.

Bierhoff, H.-W. (2000). Sozialpsychologie (5. Aufl.). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

Bierhoff, H.-W. & Grau, I. (2003). Sozialpsychologie der Partnerschaft. Berlin, Heidelberg: Springer-Verlag.

Bruschewski, M. (2007). Partnervermittlung im Internet. Soziale und ökonomische Bedeutung von Online-Dating (2. Aufl.). Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.

Bucher, U. (1992). Der Traum vom großen Glück: Wunsch und Wirklichkeit in der Paarbeziehung. München: Kösel Verlag.

Burkart, G. (2008). Familiensoziologie. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

Burkart, G. (2018). Soziologie der Paarbeziehung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.

Dillig, A. (2012). Diesen Partner in den Warenkorb legen. Das neue Liebesverständnis einer vernünftigen Generation. München: Blanvalet Verlag.

Döring, N. (2000). Romantische Beziehungen im Netz. In: Thimm, C. (Hrsg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet (S. 62-63). Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Duden. (o.D.). Konkubinat. https://www.duden.de/rechtschreibung/Konkubinat

Durkheim, E. (1988). Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp (orig. 1893)

Eastwick, P. W., & Finkel, E. J. (2008). Sex differences in mate preferences revisited: Do people know what they initially desire in a romantic partner? *Journal of Personality and Social Psychology,* 94, S. 245–264.

Farr, W. (1858). Influence of marriage on the mortality of the French people. In: Hastings, G. W. (Hrsg.): Transactions of the National Association for the Promotion of Social Science. (S. 504-513). London.

Gabler Wirtschaftslexikon (2018a). Freemium. https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/freemium-53522/version-276605

Gabler Wirtschaftslexikon (2018b). Nikomachische Ethik. https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/nikomachische-ethik-52180/version-275326

Gebauer, G. (2018, 02. September). Wie unterscheiden sich Beziehungen, die Online oder Offline begonnen haben? Gleichklang. https://www.psychologie-partnersuche.de/allgemein/wie-unterscheiden-sich-beziehungen-die-online-oder-offline-begonnen-haben/

Geser, H. (2006). Soziologie des Internets. Partnerwahl Online. https://geser.net/intcom/t_hgeser15.pdf

Götzenbrucker, G., & Hummel, R. (2001). Zwischen Vertrautheit und Flüchtigkeit. Beziehungsdimensionen in computervermittelter Konversation – am Beispiel von Chats, MUDs und Newsgroups. In: Beißwenger, M. (Hrsg.): Chat-Kommunikation. Sprache, Interaktion, Sozialität & Identität in synchroner computervermittelter Kommunikation. Perspektiven auf ein interdisziplinäres Forschungsfeld (S. 201). Stuttgart: ibidem-Verlag.

Handl, J. (1988). Berufschancen und Heiratsmuster von Frauen. Empirische Untersuchungen zu Prozessen sozialer Mobilität. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

Hassebrauck, M. & Küpper, B. (2002). Warum wir aufeinander fliegen. Die Gesetze der Partnerwahl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Jungbauer, J. (2014). Familienpsychologie kompakt (2. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz Verlag.

Klein, T. (2000). Der Trugschluss von der Liebe. In: Forschungsmagazin „Ruperto Carola“ der Universität Heidelberg. Ausg. 1/2000. https://www.uni-heidelberg.de/presse/ruca/ruca1_2000/klein.html

Klein, T. (2015). Partnerwahl. In: Hill, P. & Kopp, J. (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie (S. 322-328). Wiesbaden: Springer VS.

Klein, T. & Rapp, I. (2014). Die altersbezogene Partnerwahl im Lebenslauf und ihr Einfluss auf die Beziehungsstabilität. In: Becker, O., Henning, M. & Steinbach, A. (Hrsg.): Familie im Fokus der Wissenschaft (S. 203-207). Wiesbaden: Springer VS.

Klein, T. & Rapp, I. (2015). Familie und Gesundheit. In: Hill, P. & Kopp, J. (Hrsg.): Handbuch Familiensoziologie (S. 776-778). Wiesbaden: Springer VS.

Kruse, A. (2013). Der heimliche Dirigent. Wie das Immunsystem Partnerwahl und Schwangerschaft beeinflusst. Berlin, Heidelberg: Springer Verlag.

Langbein, A., Moucha, P. & Wiechers H. (2018). Der Online-Dating-Markt 2017-2018. Köln: Singlebörsen-Vergleich.

Lenz, K. (2009). Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung (4. Aufl.). Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Lengerer, A. (2001). Wo die Liebe hinfällt – ein Beitrag zur ‚Geographie' der Partnerwahl. In: Klein, T. (Hrsg.): Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe (S. 133-158). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Mayer, K.U. (1977). Statushierarchie und Heiratsmarkt - Empirische Analysen zur Struktur des Schichtungssystems in der Bundesrepublik und zur Ableitung einer Skala des sozialen Status. In Handl, J., Mayer, K.U. & Muller, W. (Hrsg.), Klassenlagen und Sozialstruktur. (S. 155-232). Frankfurt/New York: Campus.

Möhle, S. (2001). Partnerwahl in historischer Perspektive. In: Klein, T. (Hrsg.): Partnerwahl und Heiratsmuster. Sozialstrukturelle Voraussetzungen der Liebe (S. 57-59). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Nave-Herz, R. (2013). Ehe- und Familiensoziologie. Eine Einführung in Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde (3. Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Pflitsch, D. & Wiechers, H. (2005). Online-Dating-Nutzer in Deutschland. Studie 2005. Köln: Singlebörsen-Vergleich.

Pflitsch, D. & Wiechers, H. (2006). Online-Dating-Report. Deutschland 2005. Eine detaillierte Marktanalyse (2. Aufl.). Hamburg: Singlebörsen-Vergleich.

Peuckert, R. (2019). Familienformen im sozialen Wandel (9. Aufl.). Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Schaer, M. (2012). Das Früher im Heute. Liebespaare und ihre Herkunftsfamilie. Kröning: Asanger Verlag GmbH.

Schiller, B. (1932). A quantitative analysis of marriage selection in a small group. *The Journal of Social Psychology,* 3, 297-319.

Schindler, H. (2021, 06. April). Singlesein in der Corona-Pandemie. Online-Dating: Flirten in Zeiten der Corona-Pandemie. Frankfurter Rundschau. https://www.fr.de/frankfurt/frankfurt-flirten-kuessen-corona-pandemie-einsamkeit-partnerschaft-maske-online-dating-singles-90315791.html

Schwabeland-Tuschy, A. K. (2017). Liebe per Mausklick. Unterscheiden sich online und face-to-face initiierte Paarbeziehungen? [Inauguraldissertation, Universität Wuppertal]. http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-7631/dg1702.pdf

Schwarz, K. (1967). Die Bereitschaft zur konfessionell gemischten Ehe. Wirtschaft und Statistik.

Schwarz, S., & Hassebrauck, M. (2012). Sex and age-differences in mate-selection preferences. *Human Nature,* 23, 447–466.

Selterman, D. F., et al. (2015). Do men and women exhibit different preferences for mates? A Replication of Eastwick and Finkel (2008). *SAGE Open,* 5(3).

Skopek, J. (2012). Partnerwahl im Internet. Eine quantitative Analyse von Strukturen und Prozessen der Online-Partnersuche. Wiesbaden: VS Verlag.

Soliman, T. (2019). Ghosting. Vom spurlosen Verschwinden des Menschen im digitalen Zeitalter. Stuttgart: Klett-Cotta.

Stewart, I. & Vann, J. (2015). Die Transaktionsanalyse. Eine Einführung (12. Aufl.). Freiburg im Breisgau: Herder.

Singlebörsen Vergleich (2004, 23. März). Interview mit Online-Dating-Experte Dr. Marcus Damm. https://www.singleboersen-vergleich.de/interviews-singleboersen/2004-03-23-ex-buchautor-flirten.htm

Redaktionsnetzwerk Deutschland (2021, 14. Februar). Online-Dating-Boom während Corona: Jeder Zehnte findet im Netz die große Liebe. https://www.rnd.de/wirtschaft/online-dating-boomt-wahrend-corona-jeder-zehnte-findet-im-netz-die-grosse-liebe-2X2X5L67FBHNTEECKZ4LIXM3KY.html

Remberg, A. (1995). Wandel des Hochzeitsbrauchtums im 20. Jahrhundert. Münster: Waxmann.

Rube, K. (2014). Partnerwahl Online vs. Offline. Vermindert der neue heterogene Online-Partnermarkt die Reproduktion sozialer Ungleichheit? Mauritius: AV Akademikerverlag.

Wikipedia (2019, 14. August). Perpetuierung. https://de.wikipedia.org/wiki/Perpetuierung

Wilson, G.D. & Barrett, P.T. (1987). Parental characteristics and partner choice: Some evidence for Oedipal imprinting. *Journal of Biosocial Science,* 19 (2), 157-161.

Winch, R.F. (1958). Mate Selection. A Study in Complementary Needs. New York: Harper.

Wirth, H. (2000). Bildung, Klassenlage und Partnerwahl. Eine empirische Analyse zum Wandel der bildungs- und klassenspezifischen Heiratsbeziehungen. Opladen: Leske + Budrich.

Xu, Y., Lee, A., Wu, W.-L., Liu, X. & Birkenholz, P. (2013). Human vocal attractiveness as signaled by body size projection. *PloS One, 8*, Artikel e62397. https://doi.org/10.1371/journal.pone.0062397

Zentner, M., & Eagly, A. H. (2015). A sociocultural framework for understanding partner preferences of women and men: Integration of concept and evidence. *European Review of Social Psychology,* 26, 328–373.

Anhang

Abbildung 1: Ehen und nichteheliche Lebensgemeinschaften (NEL) nach dem Bildungsstand der Partner in Deutschland 2017 anteilig in % (Statistisches Bundesamt, Pressemitteilung Nr. 422, 01.11.2018)

	Ehepaare	NEL	Paare insgesamt
Partner mit gleicher Bildung	61	65	63
Mann mit höherer Bildung	30	20	27
Frau mit höherer Bildung	9	15	10

Abbildung 2: Monatlich aktive Nutzer vs. Mitgliedschaften in Millionen (Der Online-Dating-Markt 2017-2018, 2018, S. 7)

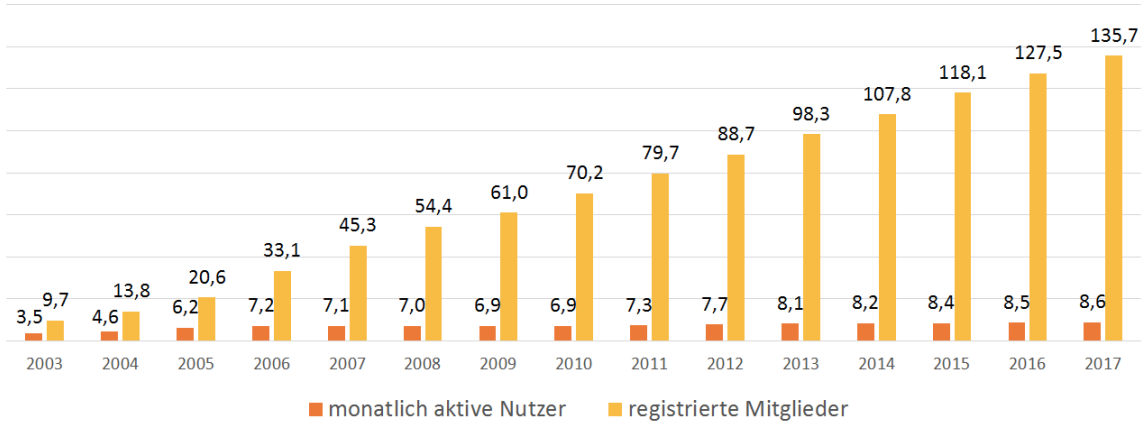

Abbildung 3: Altersverteilung der Online-Dating-Nutzer nach Geschlecht (Pflitsch & Wiechers, 2005, S. 12)

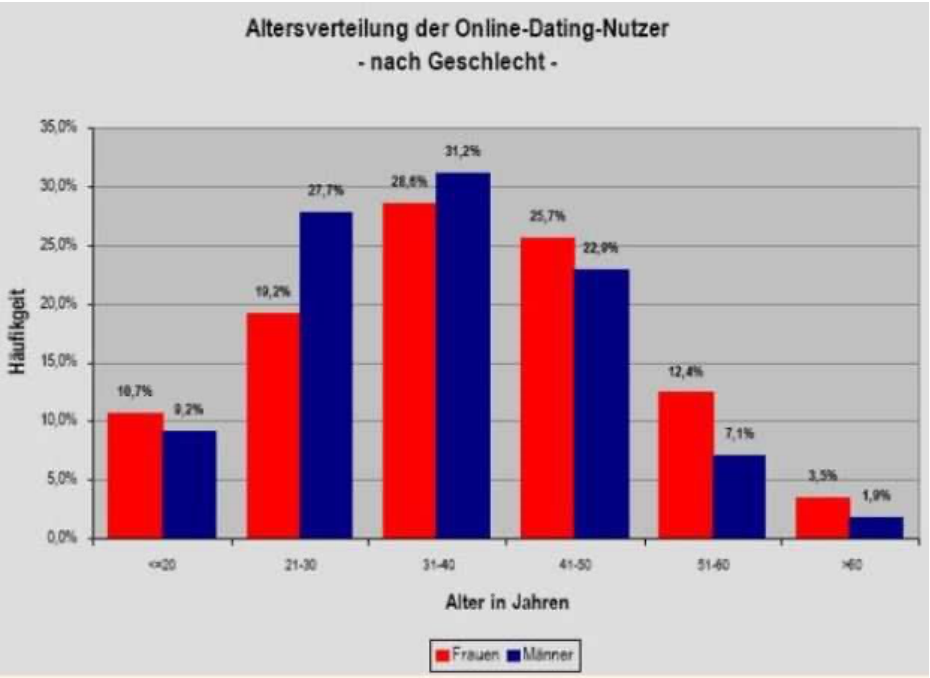

Abbildung 4: Gesuchte Arten von Partnern (Pflitsch & Wiechers, 2005, S. 36)

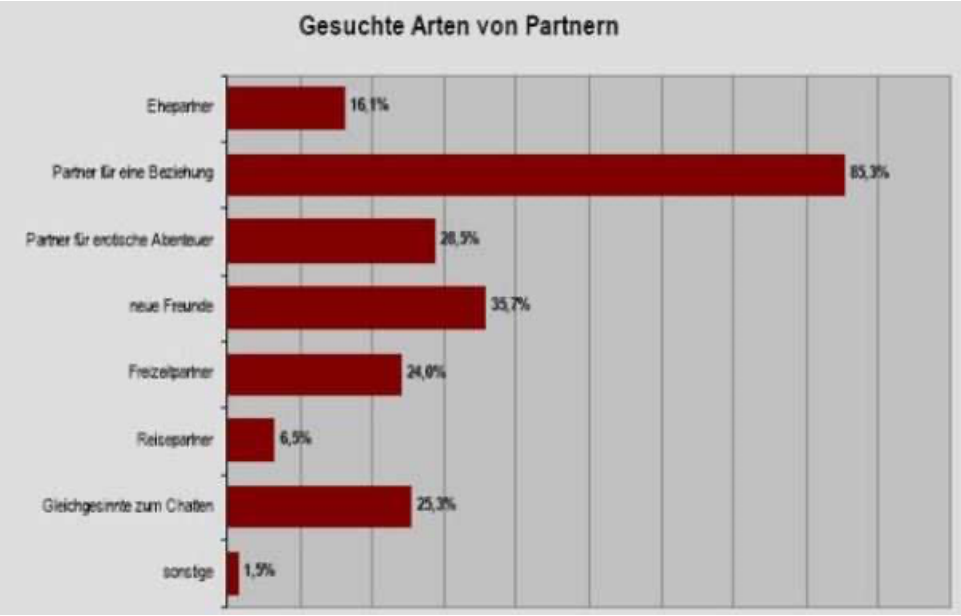

Abbildung 5: Gesuchte Arten von Partnern – nach Geschlecht (Pflitsch & Wiechers, 2005, S. 37)

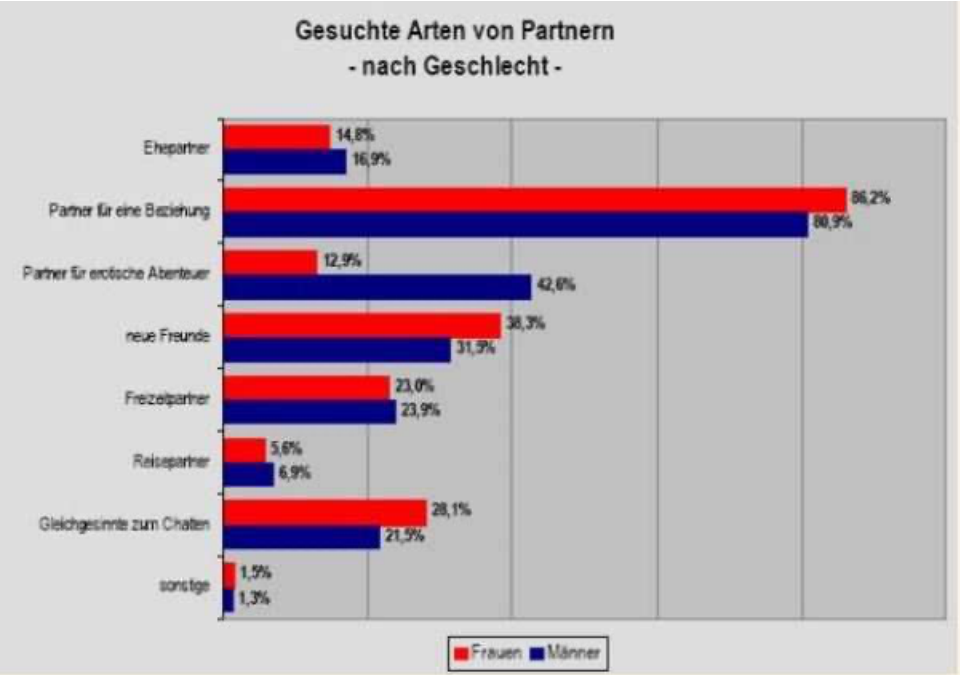

Abbildung 6: Phasen im internetbasierten Kennlernprozess (Pflitsch, D. & Wiechers, H. 2006, Online-Dating-Report, Deutschland 2005, S. 16)

Erklärung

1. Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe.
2. Ich versichere, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und die Standards guten wissenschaftlichen Arbeitens eingehalten zu haben.
3. Die gesetzlichen Vorschriften zum Datenschutz und zum Schutz der Urheberrechte wurden von mir beachtet.
4. Ich bin damit einverstanden, dass meine Abschlussarbeit in die Bibliothek der Evangelischen Hochschule aufgenommen wird.
5. Ich bin damit einverstanden, dass meine Abschlussarbeit in digitaler Form öffentlich zugänglich gemacht wird.

Nürnberg, den 22.06.2021

Carina Adelmann